This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Vet. Ger. III. A. 45!

Neue

Deutsche Zeitbilder.

Erste Abtheilung:

Anna Hammer.

Roman in drei Bänden.

Zweiter Band.

Eisleben,
Verlag von F. Kuhnt.
1850.

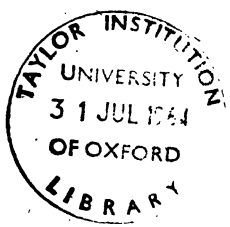
Anna Hammer.

Ein Roman der Gegenwart

in drei Bänden.

Zweiter Band.

Eisleben,
Verlag von F. Kuhnt.
1850.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF OXFORD
LIBRARY

V.

Das Kerkerleben.

An der Grenze des Landes, aus dem wir berichten, liegt auf einem hohen, einzeln stehenden Berge ein weitläufiges, alterthümliches, festes Gebäude. Unregelmäßig gebaut, zeigt es bald lange Fronten, bald kleine An- und Vorbaue, bald vorspringende Erker und runde Thürme, nach fast allen Seiten hin aber eine Menge von niedrigen, schmalen Fenstern, vor denen man größtentheils unförmliche Kasten und, wenn man genauer zusieht, starke eiserne Kreuzstangen angebracht findet. Zum Theil schon jene Bauart, noch mehr aber diese Vorrichtungen lassen darauf schließen, daß man ein Gefängniß vor sich habe, eine jener Anstalten, die, fortwährend mahnend, das traurigste Zeugniß ablegen von den verderblichen Leidenschaften, mehr noch von der verderblichern Schwäche des Menschen und von der Unzulänglichkeit aller

menschlichen und staatlichen Einrichtungen, die auf den Zweck des Menschen und des Staates, die Entwicklung des Menschengeschlechts zu immer höherer Reife, gerichtet sind.

Die Gefangnenanstalt, von der wir reden, bestand aus mehrern Theilen. Der Haupttheil war das eigentliche Gefängniß, der traurige Aufenthalt der Opfer jener Leidenschaften und Schwächen, aber auch jener mangelhaften Einrichtungen. Nach einer Seite mit ihm in Verbindung standen besser und etwas moderner gebaute Häuser, die Wohnungen für den Commandanten und die höhern Beamten der Anstalt. Ihnen gegenüber und von ihnen abgesondert, lag auf einem Felsenvorsprung ein breiter, niedriger, runder Thurm mit ungeheuer dicken Mauern und mit drei Reihen Fenster, von denen die untersten sich kaum über den Felsen erhoben, auf dem der Thurm stand.

Sämmtliche Gebäude waren mit einer hohen, festen Mauer umgeben. Nur der zuletzt erwähnte Thurm lag nicht innerhalb derselben. Die Mauer schloß sich vielmehr an zwei Seiten dieses Thurmes an, so daß dessen eine Hälfte außerhalb derselben sich befand. Diese äußere Hälfte bildete eine fast ganz gleichlaufende Linie mit den Umrissen des Felsenvorsprungs, auf dem der Thurm stand und der hier jäh und senkrecht in einer tiefen, mit Laubwerk dicht

bewachsenen Schlucht sich verlor. In der Mitte, gegenüber einer an der innern Seite befindlichen Zugbrücke, war sie mit einem ähnlich gebauten hölzernen Vorsprunge versehen, der für eine dort aufgestellte Schildwache bestimmt war. Durch die Mauer führte ein einziges, großes und starkes Thor in das Innere. Sie war mit Schießscharten, mehrern Thürmen und kleinen Pförtchen versehen, so daß das Ganze oben auf dem hohen, fast nach allen Seiten hin schroffen Berge zugleich das Aussehen einer Festung hatte. In der That hatte es auch in frühern Zeiten zur Vertheidigung des Landes gedient und es wird noch jetzt sowohl von seinen Insassen als von den Bewohnern der Umgegend gewöhnlich nur die Festung genannt. Es hatte auch eine militairische Besatzung und einen militairischen Kommandanten, dem die sämmtlichen Civilbeamten der Anstalt unterworfen waren.

In den dunklen, engen Zellen des Hauptgebäudes wohnte Jahr aus Jahr ein wenig Freude, wenn nicht leider manchmal die Freude der Bosheit, aber desto mehr Sorge und Gram, Kummer, Elend und Verzweiflung. Dennoch pflegten seine Bewohner nur mit einem innern, tiefen Grausen und Entsetzen nach dem niedrigen, runden Thurme zu blicken. In eine Berührung mit diesem kam Niemand. Wie der Fel-

sen, auf dem er lag, von dem Theile des Berges, auf dem die übrigen Gebäude erbaut waren, durch eine ziemlich breite Kluft geschieden war, so daß nur eine schmale Zugbrücke die Verbindung zwischen beiden herstellte, und wie Schildwachen, die innerhalb der Mauer den Thurm umstanden, jede Annährung an demselben verhinderten, so ging auch Jeder, der ihn passiren mußte, nur mit scheuem Blicke und ängstlichem Wesen an ihm vorbei, als wenn er irgend einem schrecklichen Bilde zu begegnen oder von einem entsetzlichen Tone aus dem Innern des dunklen Gemäuers aufgeschreckt zu werden fürchtete.

Es war dies die Folge eines tiefen, undurchdringlichen Geheimnisses, in dem seit langen Zeiten dieser Thurm, sein Innres, die Personen und die Schicksale seiner Bewohner lagen. Man wußte nichts darüber, man ahnte und vermuthete nur und was man ahnte und vermuthete, war dunkel und unbestimmt und man sprach auch davon nur mit unheimlichem Flüstern. Blos der Commandant der Festung sollte wissen, wer in dem Thurme sich befinde und was darin vorgehe. Der Commandant aber, so sagten selbst seine Offiziere, solle in Beziehung auf diesen Thurm einzig und allein unter den Befehlen des Kriegsministers stehen und der Kriegsminister darüber unmittelbar mit dem Monarchen verhandeln.

Zwei alte Unteroffiziere, grau, verſchloſſen und finſter wie der Commandant ſelbſt, waren die einzigen, die außer dieſem in das Innere des Thurmes kamen, wo ſie den Dienſt als Gefangnenaufſeher hatten. Kein Andrer konnte ſagen, daß er jemals dieſes furchtbare Grab betreten habe. Von dem Commandanten hieß es, daß er manchmal des Nachts den Thurm beſuche; etwas Gewiſſes wußte man darüber nicht. —

In einer der Zellen des oberſten, alſo dritten Stocks des Thurmes lag einſam ein Mann. Die Zelle war ſchmal, eng und niedrig. Ihre Höhe betrug nicht über ſieben, ihre Länge nicht über zehn, ihre Breite nicht über fünf Fuß. Es ſtand darin eine Pritſche, ein Fußſchemel, eine kleine Bank. Der Schemel war leer. Auf der Bank ſtand ein Waſſerkrug. Auf der Pritſche lag ein Strohſack. Auf dem Strohſack lag der Mann.

Es war Abend und in der Zelle war es dunkel. Vor dem einzigen Fenſter, das ſchmal und doch noch mehr breit als hoch war, befand ſich ein dichtes und ſtarkes eiſernes Gitterwerk und hinter demſelben ein, die ganze Breite und Höhe des Fenſters einnehmender blechener Kaſten, der in Form eines rechten Winkels ſich nach oben hin öffnete. Es konnte mithin auch bei Tage nur wenig Licht, nämlich ſo weit

die obere Oeffnung des Kaſtens es einließ, in die Zelle fallen. War die Sonne vom Himmel verſchwunden, ſo herrſchte in der Zelle ſchon lange tiefes Dunkel, wenn es draußen noch hell oder Zwielicht war.

Der Mann lag ausgeſtreckt und unbeweglich auf dem Strohſack. Er ſchlief nicht. Er mußte in tiefem Nachſinnen ſein.

Auf dem Gange vor der Zelle nahete ſich ein Geräuſch. Es war anfangs undeutlich. Nach einer Weile waren ſchwere und langſame Tritte eines Menſchen zu unterſcheiden. Sie hielten vor der Zelle an. Der Mann auf der Pritſche hörte ſie nicht, oder achtete nicht darauf.

Dem Fenſter der Zelle gegenüber befand ſich eine ſchwere Thüre; neben der Thüre war in der Mitte der Wand eine Oeffnung, von außen mit einer eiſernen Klappe verſehen.

In das auswärts an der Klappe befindliche Schloß wurde ein Schlüſſel geſteckt. Der Schlüſſel wurde gedreht. Die Klappe öffnete ſich und der helle Schein einer mit ſtarkem Draht umflochtenen Laterne fiel in die Zelle.

Die Gegenſtände in der Zelle waren näher zu unterſcheiden. Es waren die erwähnten. Ihr Anblick war ein beengender. Man glaubte in ein wei-

tes Grab zu ſehen, in dem — ſchrecklicher Gedanke — ein lebendig Begrabener durch ſeine furchtbaren letzten Stunden ſich hindurchquälen ſolle.

Hinter der Laterne wurde das von Furchen des Alters und Narben des Krieges zerriſſene Geſicht eines Soldaten ſichtbar.

Aufgeſtanden! commandirte der Soldat.

Der Mann auf der Pritſche ſtand auf.

Herangetreten! lautete das weitere Commando.

Der Mann, der an der Pritſche ſtehen geblieben war, trat dicht an die Oeffnung in den vollen Schein des Lichts.

Es war eine große Geſtalt, ſehr mager, aber von kräftigem Bau der Glieder. Das Geſicht war leichenblaß, die Wangen eingefallen, hohl, die Lippen grau, verſchrumpft; die Stirne hoch und breit, das Auge dunkel und glänzend. Ein ſorgfältig geſtutzter Bart bedeckte das Kinn und die Oberlippe, ſchwarz und glänzend wie das Haar und die Augen. Die Haltung des Mannes war eine grade, militairiſche.

Der draußen ſtehende Soldat beleuchtete ihn unter aufmerkſamer Muſterung von unten bis oben.

Umgedreht! war dann ſein drittes Commando.

Der Mann kehrte ihm den Rücken zu.

Gut! war commandomäßig das vierte Wort des

Soldaten, der die Laterne zurückzog und sich anschickte, die Klappe wieder zu verschließen. Die gewöhnliche Abendvisitation war vollendet; einer genauern schien es nicht zu bedürfen, denn aus diesen Zellen war ein Ausbruch unmöglich. Man schien nur der Ueberzeugung zu bedürfen, daß der Gefangene noch lebe.

Der Mann in der Zelle drehte sich nach dem Soldaten um.

Herr Unteroffizier, sagte er, mit einer tief und dumpfklingenden Stimme, es war heute heiß; ich habe kein Trinkwasser mehr.

Morgen! erwiederte ruhig der Unteroffizier, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen. Er schloß die Klappe zu und bald war sein sich entfernender schwerer und langsamer Tritt nicht mehr zu hören.

Das Leben des Gefangenen war ein einfaches und einförmiges. Des Morgens früh brachte der Unteroffizier ihm einen Krug mit frischem Wasser und ein Brot. Zugleich wurde das Nachtgeschirr umgetauscht. Des Mittags brachte derselbe Unteroffizier ihm das Essen in einem Napfe von Blech, dem ein blecherner Löffel beigefügt war. Des Abends fand die eben beschriebene Visitation statt. Alle Verbindung geschah durch die Oeffnung neben der Thür. Das waren die Abwechslungen in dem Leben des Gefangenen den einen Tag wie den an-

heren und wie alle Tage. Den Unteroffizier sah er täglich dreimal, weiter sah und hörte er Niemanden. Jedes Jahr einmal trat der Commandant der Festung, von beiden Unteroffizieren gefolgt, alle drei in voller Uniform, in die Zelle. Es schien der Tag einer General-Visitation zu sein.

So saß er in dieser Zelle seit fünf Jahren und länger. Von der ganzen Außenwelt war er völlig abgeschnitten. Er bekam kein Buch, keine Schrift, kein Blatt Papier. Nur die Bibel lag in der Zelle. Kein Licht erhellte ihm die Finsterniß, wenn die Sonne vom Himmel verschwunden war. Der Unteroffizier sprach kein Wort, als jene Commandoworte. Er hatte nie auch nur eine Silbe zur Antwort gehabt auf alle die Fragen, auf die flehentlichen Bitten des Gefangenen, die dieser in der ersten Zeit, besonders wegen der Seinigen, an ihn gerichtet hatte. In den späteren Jahren schwieg auch der Gefangene. Die Lippen des Commandanten waren stets stumm wie das Grab.

Wo er sich befand, wußte der Gefangene noch jetzt nicht. Er war in einer tief dunklen Nacht in sein Gefängniß eingebracht worden und hatte seit jener Nacht seine Zelle nicht verlassen. Der blecherne Kasten vor dem Fenster gestattete ihm nur einen Blick an die Himmelsdecke.

Volle fünf Jahre lang hatte er nicht gewußt, ob außer ihm noch ein lebendes Weſen das Gefängniß bewohne, in welchem er eingeſperrt war. Vor einiger Zeit glaubte er in einer ſtillen Nacht tief unter ſich einen Klagelaut zu hören. Er horchte, der Laut ſchien ſich zu wiederholen. Er erhob ſich von ſeinem harten Lager, warf ſich an den Fußboden der Zelle und legte das Ohr hart an die Dielen. Er hörte nichts und begab ſich wieder auf ſein Lager. Hier hörte er wieder dieſelben Laute. Es klang wie ein ſchmerzliches Stöhnen. Er ſprang wieder auf, horchte wieder am Boden. Es war wieder Alles verſchwunden. Er trat an das Fenſter, er legte an dieſes ſein Ohr, er glaubte die Töne wieder zu vernehmen, aber er konnte nichts unterſcheiden. Das Fenſter zu öffnen, wagte er nicht. Jedes Oeffnen des Fenſters nach dem Dunkelwerden war ihm bei Vermeidung körperlicher Züchtigung verboten worden. Der Thurm war Tag und Nacht mit Schildwachen umſtellt, die, wie die ſämmtlichen Schildwachen in der ganzen Umgebung der Feſtung, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, alle fünf Minuten durch ein lautes Werda ſich einander Mann für Mann anriefen. Er ging zurück auf ſein Lager. Ruhe und Schlaf waren verſchwunden. Noch lange glaubte er die Töne zu

hören, bald lauter, bald schwächer. Erst gegen Morgen konnte er einschlafen. Den ganzen folgenden Tag war er unruhig. Die Töne verschwanden nicht aus seinem Gedächtnisse, aber hatte er nur vermeint, sie zu hören, lebten sie nur in seiner Phantasie? — Mit Sehnsucht erwartete er den späten Abend. Der Abend kam, die Stille der Nacht trat wieder ein, mit ihr kehrten die schmerzlichen Laute tief unter ihm zurück. Er hatte sich bei Tage vorbereitet, hatte das Fenster nur angelehnt und vermochte es ohne Geräusch zu öffnen. Er öffnete es und drückte das Ohr in den Blechkasten hinein. Genauer unterscheiden konnte er die Töne auch jetzt nicht, aber es waren menschliche Laute, die er hörte, davon überzeugte er sich. Auch glaubte er die Gewißheit zu haben, daß sie aus demselben Gebäude hervordringen müßten, in dem er sich befand, daß er mithin, da sie unter ihm und zwar in senkrechter Tiefe unter ihm laut zu werden schienen, in einem oberen Stockwerke des Gebäudes sich befinden müsse. Weitere Entdeckungen konnte er nicht machen ohne Gefahr, in seinen Versuchen selbst entdeckt zu werden. Daß er die Klagelaute eines Mitgefangenen höre, wer wird zweifeln, daß seine Phantasie ihn davon leicht überredete?

Das Bedürfniß der Geselligkeit, Mitgefühl,

Phantasie, Alles war mächtig rege in ihm geworden, alle anderen Gedanken traten in seinem Innern zurück, er sann nur darauf, wie er dem Mitgefangenen, dem leidenden Mitgefangenen sich nähere, wie er sich ihm mittheilen könne. Man muß selbst Bewohner einsamer und stummer Gefängnißmauern gewesen sein, um jenen unwiderstehlichen Drang nach Gesellschaft, nach Mittheilung begreifen zu können.

Durch die Sprache war eine Verständigung mit dem, dessen Stimme er nun schon durch zwei Nächte gehört hatte, nicht möglich. Unter seinem Fenster, also noch näher an dem Fenster des Mitgefangenen, stand Tag und Nacht die Schildwache. Jeder seiner Laute wurde gehört, gemeldet und bestraft, jede fernere Mittheilung war dadurch für alle Zeit unmöglich gemacht.

Es blieben nur stumme Zeichen übrig, aber welche waren aufzufinden und wie waren sie anzuwenden? Er wußte ja nicht einmal, wo er war. Noch weniger kannte er die Umgebung seines Aufenthaltsortes, noch weniger die Beschaffenheit des Ortes, wo der Mitgefangene sich befand. Er hatte bisher nur an den tief unter ihm tönenden Tritten und Stimmen der Schildwache wahrgenommen, daß er sich in ziemlicher Höhe von der ebenen Erde be-

finde. Bei ſeinem Einbringen hatte man ihn Treppen auf, Treppen ab geführt. Aus den unter ihm laut werdenden Tönen des Mitgefangenen ſchloß er, daß ſich noch Gefängniſſe unter dem ſeinigen befinden müßten. Alles Andere lag für ihn im undurchdringlichen Dunkel.

Zudem, welche Zeichen der Mittheilung ſtanden ihm zu Gebote? Er hatte weder Schreibmaterial, noch irgend etwas, das im Stande geweſen wäre, dieſes zu erſetzen. Und wenn er es auch beſeſſen hätte, wie ſollte er es zu demjenigen hinbefördern können, mit dem er correſpondiren wollte? Stand nicht immer und immer wieder die Schildwache im Wege?

Allein nichts macht ſcharfſinniger und erfinderiſcher als die Einſamkeit des Gefängniſſes.

Er hörte dieſelben Töne in der dritten Nacht, ſtrengte ſeine ganze Hörkraft an und verglich genau die Gegend, aus der ſie kamen, mit der, aus welcher die Tritte und die Stimme der Schildwache unter dem Fenſter zu ihm heraufſtönten. Zwiſchen beiden ſchien eine Entfernung zu ſein. Jene kamen nicht nur aus einer größeren Tiefe als die letzteren, ſie waren auch ſenkrechter unter ihm. Die Schildwache mußte mindeſtens zehn bis funfzehn Schritte abwärts von der Mauer, aus deren Innerem die

Klagelaute drangen, entfernt ſtehen. Es ließ ſich etwas wagen, zumal bei der Dunkelheit der Nacht. Vielleicht befand ſich ſogar irgend ein verdeckender Gegenſtand zwiſchen der Schildwache und dem Fenſter des Mitgefangenen.

Es kam zunächſt auf das Material an. Sein Gedächtniß half ihm. Schon vor Jahren hatte der Sturm, wahrſcheinlich von der Bedeckung des Daches ein Stück Schiefer herabgeworfen; es war in den Blechkaſten vor dem Fenſter gefallen und dort lag es noch, bisher unbeachtet. Das fiel ihm wieder ein. Er holte es hervor; es war glatt und dünn. Er brach ein Stück davon ab und ſchabte dies an dem Eiſenbeſchlage der Thüre ſo lange, bis es rund und unten ſpitz wurde wie ein Griffel. Es ließ ſich damit auf dem Schiefer deutlich ſchreiben.

Schreibmaterial war da. Nun weiter! Die Aufgabe war nur noch, das Material mit den ihm anvertrauten Gedanken in die Hände des Mitgefangenen zu befördern. Das war freilich die ſchwierigſte Aufgabe. Durch den Unteroffizier ging es nicht. Kein Anderer kam zu ihm, der Verſuch konnte nur durch das Fenſter gemacht werden. Daß die Zelle des unbekannten Mitgefangenen ſenkrecht unter der ſeinigen lag, gab die Richtung, aus der die Töne gekommen waren, deutlich zu erkennen.

Daß sie ein Fenster haben müsse, war anzunehmen, daß das Fenster in grader Linie unter dem seinigen sein müsse, war gleichfalls wahrscheinlich, sowol vermöge der zu vermuthenden Symmetrie des Baues, als wiederum nach jener Richtung der Töne. Die Schiefertafel, an einem Faden aus seinem Fenster heruntergelassen, konnte daher sehr wohl an das Fenster des unten sitzenden Gefangenen gelangen. Sein Faden war bald ermittelt. Der erste Gedanke, den Strohsack dazu zu verwenden, mußte zwar verworfen werden. Bei dem allmonatlich erfolgenden Wechsel desselben war der Defect unvermeidlich entdeckt. Ein Strumpf, denn in der Noth muß man zu Allem greifen, leistete den nöthigen Dienst. Er wurde aufgeriffelt und gab Fäden für zehnmal größere Längen.

Der zunächst offen liegende Weg für das Hinablassen der Schiefertafel ging über den Rand des Blechkastens vor dem Fenster hinüber. Er bot indeß ein erhebliches Bedenken dar. Indem der äußere Rand des Blechkastens mehrere Fuß weit von der Mauer abstand, mußte die herabzulassende Schiefertafel auch stets in derselben Entfernung von der Mauer bleiben und es war für den unten sitzenden, selbst wenn der Zufall wollte, daß er sie gewahre, kaum eine Möglichkeit, ihrer habhaft zu werden.

Jedenfalls lag die Gefahr nahe, daß dies nicht ohne Entdeckung von Seiten der Schildwache geschehen könne. Es mußte ein andrer Weg aufgesucht werden. Dieser fand sich in der That. Das Blech des Fensterkastens hatte unten, ganz nahe an der Mauer, durch Zeit und Witterung einen Riß erhalten, durch den die Schiefertafel, wenn sie um ein Weniges schmaler gemacht wurde, bequem hindurch gesteckt werden konnte. Schmaler war sie bald gemacht.

So bald wieder die Dunkelheit der Nacht eintrat, stellte der Gefangene den ersten Versuch an. Er ließ die Tafel zuerst nur um wenige Ellen seines Fadens hinuntergleiten, um sich zu überzeugen, daß die Schildwache nichts davon bemerke. Die Schildwache wich nicht aus ihrem gewöhnlichen Gange. In der That war die Gefahr der Entdeckung bei der dunklen Farbe der Tafel wie des Fadens eine geringe.

In dieser Nacht wagte er nicht weiter vorzugehen. Er verschob die Ausführung auf die folgende Nacht. Er hatte auf die Tafel geschrieben: „Wer klagt unten? Es fragt ein theilnehmender Mitgefangener. Morgen Nacht Antwort auf diesem Wege.“ — Er wagte nicht mehr zu schreiben, um sich nicht zu sehr bloß zu geben, wenn der Stein in verrätherische Hände fiele.

Langsam und vorsichtig ließ er in der folgenden

Nacht die beschriebene Tafel hinunter; den Griffel hatte er daran gebunden. Wenn seine Vermuthungen richtig waren, so mußte die Tafel gerade in den Blechkasten vor dem Fenster des unbekannten Mitgefangenen hineinfallen. Das dadurch verursachte Geräusch, einerseits zu leise, als daß die wenigstens zehn Schritte entfernte Schildwache es hören konnte, mußte andrerseits laut genug sein, um von dem Gefangenen in dessen stiller und einsamer Zelle vernommen zu werden. Die Klagen des Gefangenen waren schon seit zwei Nächten verstummt.

Zoll für Zoll ließ er den Faden durch die Finger gleiten, immer aufhorchend, bei der geringsten Unregelmäßigkeit im Tritte der Schildwache innehaltend. Bei jedem Zoll, um den die Tafel tiefer kam, klopfte ihm das Herz. Jeder Zug des Windes, der, noch so leise, den Stein an die Mauer schlagen, so ein Geräusch verursachen und das ganze Unternehmen verrathen konnte, gab ihm einen Stich ins Herz.

Auf einmal zog der Faden nicht mehr an; die Tafel mußte irgendwo hängen geblieben sein, oder auf irgend einem Gegenstande ruhen. Er stutzte. An ihrem Bestimmungsorte konnte sie nach seiner Berechnung noch nicht angelangt sein; dieser mußte weit mehr nach unten liegen; kaum die Hälfte des Weges konnte erreicht sein und wenn er auch haupt-

sächlich nur nach dem Gehöre die Entfernung berechnet hatte, so vollständig hatte er sich nicht irren können. Eine Menge von Möglichkeiten stellten sich in rascher Aufeinanderfolge ihm dar. Sollte sich ein Gesims des Mauerwerks, vielleicht eine Gallerie oder etwas Aehnliches in der Mitte befinden? Sollte irgend etwas absichtlich ausgespannt oder ausgebreitet sein, um alle Communication von oben nach unten zu hemmen? Sollte gar Jemand die Tafel aufgefangen haben? Wie leicht konnte dort, gerade in der Mitte des Gebäudes, wo nach seiner Berechnung die Tafel sich jetzt befinden mußte, eine Oeffnung sein und in dieser gleichfalls eine Schildwache, ein Aufseher oder sonst Jemand stehen? Diese letztere Möglichkeit, allerdings die schlimmste, ließ er jedoch am ersten wieder schwinden, da er an dem Faden, den er in der Hand behielt, nicht die geringste Bewegung wahrnahm. Dagegen drängte sich ihm ein andrer Gedanke auf, der, wenn er richtig war, ihm zugleich des Scheitern seines ganzen Plans, mit dem Mitgefangnen in Correspondenz zu treten, zeigte. War nämlich die Schiefertafel wirklich erst auf der Mitte des Weges, so war nichts natürlicher, als daß sich zwischen dem Stockwerk, in welchem seine Zelle lag, und dem des Mitgefangnen noch ein Mittelstockwerk befand, gleichfalls mit Gefängnißzellen,

daß mithin, so wie Zelle und Fenster, in die er hinein correspondiren wollte, so auch eine Zelle und mithin ein Fenster mit Vorkasten dieses Mittelstocks gerade unter seinem Fenster lag, und folglich ein fortwährendes Hinderniß darbot, zu dem senkrecht darunter liegenden Fenster zu gelangen.

Diese Vermuthung war im ersten Augenblicke sehr niederschlagend für ihn. Indeß Muth und Hoffnung sanken ihm nicht ganz. Vorsichtig, mit größter Spannung fühlend und horchend, zog er den Faden eine Linie, einen halben, einen ganzen Zoll weit zurück. Es gelang ohne Widerstreben. Eine tröstliche Gewißheit war also vorhanden: die Tafel wurde nicht festgehalten, weder von Menschenhänden, noch von einem andern Körper. Langsam ließ er nun wieder die Tafel hinunter, allein derselbe Erfolg trat wieder ein. Sie ruhte wieder, als sie in die Richtung kam, in der sie das erste Mal war aufgehalten worden. Alle wiederholten Versuche ergaben das nämliche.

Es blieb nur noch Eine Möglichkeit des Gelingens. Vielleicht lag die Tafel grade nur auf dem Rande eines in der Mitte befindlichen Gegenstandes. Es kam dann darauf an, ihr einen solchen Schwung zu geben, daß sie an dem Rande vorbeigleiten konnte. Dies war freilich nicht wenig gefährlich. Es war

faſt unausbleiblich mit einigem Geräuſche verbunden, dem die Entdeckung auf dem Fuße folgen konnte. Indeß es mußte gewagt werden.

Zuerſt zog er die Schiefertafel ganz wieder in die Höhe, um zu unterſuchen, ob er Spuren an ihr entdecken könne, aus dem auf die Beſchaffenheit des Körpers, auf welchem ſie geruht, zu ſchließen ſei. Es war gar nichts daran zu ſehen. Nun ließ er ſie wieder vorſichtig hinunter, zuerſt ruhig und ſenkrecht. Nachdem ſie bald den hindernden Gegenſtand erreicht haben mußte, gab er ihr durch leichtes Hin- und Herbewegen des Fadens in der Hand eine Seitenbewegung, wie dem Pendel einer Uhr, anfangs faſt unmerklich, nach und nach ſtärker, aber ſtets mit der größten Vorſicht.

Es glückte. An der Länge des Fadens bemerkte er, daß die Klippe umſchifft war. Er hatte nicht einmal ein Geräuſch gehört. Muthig ließ er nun den Faden weiter gleiten. Die ſchaukelnde Bewegung deſſelben behielt er bei. War nämlich ſeine Vermuthung richtig, daß er einen Fenſterkaſten des mittlern Stockwerks paſſirt habe, und daß der Fenſterkaſten, der das Ziel ſeiner Bewegungen war, ſich enkrecht unter demſelben befinde, ſo war, gleich wieder mittlere Kaſten nur durch einen Schwung war zu umgehen geweſen, ſo der untere Kaſten nur durch

einen Schwung der Tafel von dieſer zu erreichen. Der Erfolg entſprach auch hier ſeinen Wünſchen und ſeiner Vermuthung, die Tafel ruhte; ſie ruhte in der Richtung, wo ſich, ſeiner Berechnung gemäß, ihr Ziel befinden mußte.

Er horchte und fühlte geſpannter als vorher. Allein kein Laut, keine Bewegung! Er wartete lange, ohne ſich zu rühren. Die nahe Thurmuhr hatte ſchon zweimal den Beginn einer neuen Viertelſtunde verkündet. Immer kein Laut, keine Bewegung. Der Schieferſtein ruhte da unten wie in einem Grabe. Er zog an dem Faden auf und ab, um dem Steine eine rüttelnde Bewegung zu verſchaffen und durch das mittelſt derſelben verurſachte leiſe Geräuſch die Aufmerkſamkeit des untern Zellenbewohners zu erregen. Er that es leiſe, ſtärker. Es war vergeblich. Er wartete zwei, drei Stunden lang, bis die Sommernacht beinahe zu Ende war. Als er den erſten Morgenſchimmer am Himmel zu entdecken glaubte, zog er Faden und Tafel ein. Es war keine Veränderung daran zu bemerken.

Er war verſtimmt, aber nicht entmuthigt. Der unbekannte Mitgefangene konnte geſchlafen haben, er konnte krank, es konnte ſeine Aufmerkſamkeit von andren Gegenſtänden in Anſpruch genommen ſein, es

konnten eine Menge andere Umstände vorgelegen haben, die seine Aufmerksamkeit abgelenkt hatten.

Am nächsten Abende wiederholte er seine Arbeit, allein eben so vergeblich. Dasselbe war der Fall am zweiten, dritten und vierten Abende. Er wurde ungeduldig, aber er verzagte nicht. Er durchwachte, hoffend und harrend die Nächte. Hatte er doch bei Tage Zeit genug, den versäumten Schlaf nachzuholen.

In der fünften Nacht, nachdem er wieder mehrere Stunden lang auf seiner Lauer gestanden und dann und wann leise mit der Tafel gerüttelt hatte, fühlte er auf einmal an dem Faden in seiner Hand, wie sie sich bewegte. Ein halb freudiger, halb ängstlicher Schreck durchbebte ihn. Er hielt den Faden fest; es wurde von unten her daran gezogen. Er konnte nicht zweifeln, die Tafel war in Jemandes Händen. Er ließ das Ende des Fadens los; es fiel hinunter, in die unbekannte, ungewisse Tiefe. Er mußte sich jetzt allem, was aus einer etwaigen verrätherischen Entdeckung entstehen konnte, Preis geben. Der Gedanke daran erwachte freilich erst jetzt, als es zu spät war, lebendiger in ihm, allein es verdrängte ihn die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg, auf die Verbindung mit einem Menschen, die er so lange hatte entbehren müssen, auf Nachrichten von der Außenwelt, von der Geschichte seines Vater-

landes, von ſeinen Freunden und Gefährten, vielleicht gar von den Seinigen. Seit Jahren war ja die dumpfe, enge Zelle ſeine Welt geweſen. Ein Außerhalb exiſtirte für ihn nicht. Das Leben, die Geſchichte hatte kein anderes Ergebniß für ihn gehabt, als der tägliche Kreislauf deſſen, was in ſeiner Zelle ſich begab. War der Erfolg', wie er ihn erſehnte, ſo kam er aus dem Grabe in das Leben zurück, zwar in ein trauriges Leben, aber auch das traurigſte Leben iſt nicht ſo fürchterlich, als der bewußte Scheintod.

Er horchte noch lange in Spannung auf irgend ein Geräuſch, er hörte nichts. Mit erhöhter Hoffnung begab er ſich auf ſein Lager. —

Der folgende Abend war der Abend, an dem wir ihn fanden, ausgeſtreckt auf ſeinem Lager, ſeinen Gedanken und Betrachtungen, den Bildern ſeiner Erinnerung und ſeiner Phantaſie hingegeben. Mit Sehnſucht hatte er die Stunde des Unteroffiziers erwartet. Als dieſer ſich entfernt hatte und er nun vor jeder Ueberraſchung ſicher war, eilte er auf ſeinen Poſten am Fenſter. Einen zweiten Faden hatte er ſich ſchon zurecht gelegt. Er hatte an das eine Ende deſſelben ein Stückchen Mauermörtel gebunden, um ihm vermittelſt der dadurch geſchaffenen Schwere die erforderliche Richtung geben zu

können. Das Stückchen ließ er an dem Faden durch die Ritze des Blechkastens hinunter, langsam, leise und vorsichtig, wie an den Abenden vorher. Er fühlte, wie es an dem hindernden Gegenstande in der Mitte der Mauer glücklich vorbei kam. Es senkte sich ohne Aufenthalt tiefer, es ruhte unzweifelhaft an dem Orte seiner Bestimmung. Nach wenigen Augenblicken bewegte sich der Faden; darauf fühlte er, daß ein schwerer Gegenstand daran sei. Der Mörtel mußte abgelöst, die Schiefertafel an seine Stelle gebracht sein. Er zog den Faden an sich, dieser gab nach; er zog ihn ohne Hinderniß zu sich hinauf, die Tafel hing in der That daran. Mit hochklopfendem Herzen zog er sie durch die Oeffnung des Kastens durch das Fenster. Sie war in der Zelle, sie war in seinem Besitze.

Wie verwünschte seine Ungeduld die tiefe Finsterniß, die ihn umgab, die ihm nicht gestattete, die Antwort des Unglücksgefährten zu lesen. Denn daß ihm geantwortet war, daß er eine Antwort in seinen Hände halte, daran zweifelte er nicht. Hätte er nur eine halbe Minute lang nur den zehnten Theil von dem Lichte zurückrufen können, das der Unteroffizier vorhin so reichlich, so hell und klar in seine Finsterniß hineingegossen hatte. Vorsichtig, als wenn er einen Schatz verwahre, um ja keinen

Buchſtaben der Schrift zu verwiſchen, legte er die Tafel unter ſein Lager.

Dann warf er ſich auf dieſes, aber unruhig, ohne Schlaf. In ſeinem Innern wogte es. Er ſchloß die Augen, er öffnete ſie, er ſchloß ſie nochmals. Er wurde ruhiger, er träumte von der Vergangenheit, von der Zukunft. Als er wieder die Augen öffnete, da war es, als wenn der Himmel ſich unterdeß erhellt habe. Er ſprang auf, an das Fenſter. Es war wirklich draußen hell geworden. Er beſann ſich, woran er in ſeiner Aufregung nicht gedacht hatte, daß es die Strahlen des aufgehenden Mondes ſein mußten, die wohlthätig in ſeine Nacht hineinleuchteten. Er halte im Triumpfe die Tafel hervor, das Licht reichte aus, wenn auch nur nothdürftig.

Die Tafel war beſchrieben. Er hätte die Zeilen an ſeine Lippen drücken mögen. Es bemächtigte ſich ſeiner ein Gefühl, ähnlich dem, als er das erſte Schreiben der Geliebten erhalten hatte. Sein Grab war nun geöffnet, wenn auch nur um einen einzigen, matten Strahl des Lebens einzulaſſen.

Er las: „Ein Unglücklicher, ſeit Jahren der Freiheit und der menſchlichen Geſellſchaft beraubt, wurde zuletzt auf ein ſchmerzliches Krankenlager geworfen. Der Fieberparoxysmus hat ihm Klagelaute ent-

preßt, die er ſegnet, weil ſie ein mitleidiges Ohr getroffen haben. Mögen ſie ihm in dem Unbekannten einen Freund zugeführt haben, möge der Weg der Verbindung, den ſie eröffnet haben, nicht abgeſchnitten werden, bis vielleicht noch ein gütiges Geſchick Beiden die Pforten des Kerkers öffnet. Ich bin zu lebenswieriger Haft verdammt. Man nennt mich einen Hochverräther, ich heiße Vorhöff."

Allmächtiger Gott! rief der Gefangene. Vorhöff, Vorhöff! Mein Freund, mein Leidensgefährte! Er lebt noch! Auch er! Zeitlebens! — Welche Entdeckung! —

Die widerſprechendſten Bewegungen des Inneren ſpiegelten ſich in dem blaſſen Geſichte des Mannes, Ueberraſchung, Freude, Trauer, Entſetzen.

Er mußte ſeinen Gefühlen Luft machen. Sei geſegnet, Mond, ſagte er. Sei geſegnet, wie je ein Verliebter Dich geſegnet hat. Er antwortete auf der Stelle:

„Vorhöff, mein Freund, mein Bruder! Dein Horberg, der Gefährte Deiner Beſtrebungen, Deiner Thaten, Deiner Leiden iſt es, den die Mauern auch Deines Gefängniſſes zu ewiger Nacht umſchließen. Ich war zum Tode verurtheilt, man hat mich zu lebenswieriger, einſamer Haft — begnadigt. Begnadigt! Wahrſcheinlich auch Dein Schickſal! —

Wir Beide so nahe beisammen, vielleicht schon seit Jahren, ohne es zu wissen! Ich bin seit länger als fünf Jahren hier. Wir Beide beisammen, nur durch einen kleinen Luftraum getrennt! Welche grausame Wonne liegt in dem Gedanken! — Antworte mir bald, gleich. Das Mondlicht gestattet es. Ich weiß seit fünf Jahren nichts von der Welt draußen! Wie sieht es aus in ihr? Wie ist die Geschichte? Wie ist das Leben? Was macht das Vaterland? Was machen die Unsrigen? Was meine unglückliche Frau?"

Er befestigte die Tafel wieder an den Faden, er schob sie durch das Blech, er ließ sie hinunter gleiten. Er wagte es, trotz des Mondscheins, indem er sich darauf verließ, daß die dunkle Farbe des Schiefers und des Fadens dem Auge der Schildwache entgehen werde. Die Tafel kam unten an; die darauf folgende Bewegung des Fadens zeigte ihm, daß sein Freund sie gewahrt und sofort abgelöset hatte. Wie sollte nicht auch dieser, von gleicher Sehnsucht erfüllt wie er, mit unverwandtem Blicke nach dem neuen Boten ausgeschaut haben? Nach einer längeren Pause fühlte er an dem Faden, dessen eines Ende er nicht aus der Hand ließ, daß die Antwort fertig war. Er zog sie in die Höhe, sie kam unversehrt in seine Hände.

Er las: „Wir theilen daſſelbe entſetzliche Schickſal. Ich wurde zum Tode verurtheilt und begnadigt wie Du. Seit fünf Jahren bin ich hier, wie ich bis heute glaubte, das einzige menſchliche Weſen außer unſren Aufſehern. Wo wir ſind, weiß ich nicht. Die Außenwelt iſt auch für mich ſeitdem nicht da. Von Dir hoffte ich etwas über ſie zu erfahren, über mein armes Weib, von deſſen Seite ich geriſſen wurde, wenige Monate nach unſrer Verbindung, von meinem Kinde, das ſie damals unter ihrem Herzen trug, von dem Schickſale unſrer Genoſſen. Es war eine kurze, ängſtliche Hoffnung, aber eins tröſtet mich. Du, mein theurer Horberg, biſt ja nun nicht mehr allein, Du haſt mich, Du haſt ein mitfühlendes Herz wiedergefunden. Wir werden unſere Liebe gegen einander austauſchen können; die einzige Freude der Unglücklichen! vielleicht auch unſre Hoffnungen, denn Du warſt ja ſtets der Mann des muthigen Hoffens. Antworte mir bald wieder.“

Er las die Worte mit einem unendlich wehmüthigen Gefühle. Wie kurz war auch die Freude ſeiner Hoffnung geweſen. Die alte finſtere Nacht war wieder da, die Nacht langer Jahre. Das Grab, deſſen Aufſchließen er ſchon zu hören vermeint hatte, war wieder verſchloſſen auf lange Jahre, vielleicht,

ja wahrſcheinlich auf immer. Wol war er ſtets der Mann des freudigen, muthigen Hoffens geweſen, aber wo war denn der Lichtſtrahl, an dem nur die leiſeſte Hoffnung angeknüpft werden konnte? Er konnte heute dem Freunde nicht mehr antworten. Was ſollte er ihm ſagen? Er legte ſich ſchmerzvoll auf das harte, einſame Lager.

Da vernahm er Schritte draußen, auf dem Gange vor ſeiner Zelle. Es war ein anderer Schritt als der gewöhnliche des Unteroffiziers, den er eben ſo genau kannte wie die Stimme des Mannes; er war leiſer und noch langſamer.

Die Schritte waren, ſo wie ihm unbekannt, ſo auch etwas Ungewöhnliches. Noch kein einziges Mal während der ganzen Dauer ſeiner Haft war in der Nacht auf dem Gange etwas laut geworden. Er horchte mit Aufmerkſamkeit. Die Schritte hörten auf, unmittelbar vor der Thüre ſeiner Zelle. Es herrſchte darauf Todesſtille, wie in ſeiner Zelle, ſo auch auf dem Gange. Er rührte ſich nicht, um von dem Ungewöhnlichen nichts zu verlieren. Was mochte der nächtliche Beſuch bedeuten? Wer mochte es ſein? Wem mochte er gelten? Dieſe Fragen durchkreuzten ſeinen Kopf, als er nach einem leichten Geräuſche hörte, wie ein Schlüſſel in das Schloß der Thür geſteckt wurde. Gleich darauf öffnete ſich

die Thür. Der Schein einer kleinen Blendlaterne fiel in die Zelle. Die Laterne wurde von einem großen, starken Manne getragen, der in der vollen Uniform eines höhern Offiziers daſtand. Es war der Commandant der Feſtung.

Er war ohne Begleitung. Er lehnte die Thür, durch die er eingetreten war, an; dann rief er mit halb lauter Stimme: Rittmeiſter von Horberg!

Der Gefangene war in ſeiner Haft noch niemals bei ſeinem Namen genannt worden. Es war, als wenn er mit der Freiheit auch den Namen verloren gehabt hätte, wie in manchen Gefängniſſe die Gefangnen in der That keinen Namen führen, ſondern nur nach der Nummer benannt werden, unter welcher ſie in das große Verzeichniß der Verhafteten eingetragen ſind, oder welche die von ihnen bewohnte Gefängnißzelle führt. Es war ferner der Commandant noch nie anders in ſeiner Zelle geweſen, als bei der jährlichen Generaluntersuchung der Gefängniſſe, und dann immer nur in Begleitung der beiden Unteroffiziere.

Unter vergeblichem Nachſinnen über die Veranlaſſung und Bedeutung des ungewöhnlichen Beſuchs ſtand er langſam von ſeinem Lager auf. Er ſtellte ſich in grader, militairiſcher Haltung vor den Commandanten.

Rittmeister von Horberg, fuhr dieser fort, ich komme auf unmittelbaren Befehl des Monarchen.

Es lag eine Welt von Möglichkeiten für den Rittmeister in diesen Worten, von günstigen, von unheilvollen. Sie durchzuckten sein ganzes Wesen. Es war ihm nicht möglich, zu antworten.

Ich habe, hob jener mit dem gedämpften Tone seiner Stimme wieder an, den Befehl, Ihnen zu eröffnen, daß Seine Hoheit Ihre Haft aufheben will, unter einigen Bedingungen.

Der Rittmeister von Horberg mußte alle seine Kraft zusammennehmen, um nicht den Sturm von Gefühlen zu verrathen, den dem Fremden gegenüber an den Tag zu legen, er zu stolz war.

Theilen Sie die Bedingungen mit! sagte er, aber trotz seiner Anstrengung mehr stockend als fest.

Der Bedingungen sind nur zwei. Zuerst, Sie legen für immer Ihren Namen ab und geben Ihr Ehrenwort, nie und Niemanden Ihren eigentlichen Namen und Ihre bisherigen Verhältnisse und Schicksale mitzutheilen. Der Name, den Sie annehmen wollen, steht in Ihrem Belieben. Zweitens, Sie werden unmittelbar aus Ihrer Haft, unter Bewachung und auf einem Schiffe, das von Seiner Hoheit angewiesen wird, auf eine Insel im Südmeere gebracht

und Sie geben Ihr Ehrenwort, dieſe Inſel niemals und unter keiner Bedingung zu verlaſſen.

Weitere Bedingungen haben Sie mir nicht zu ſtellen? fragte der Rittmeiſter.

Nein!

Und die Veranlaſſung dieſes Anerbietens?

Ich kenne nur meinen Befehl, den ich ausgerichtet habe.

Und meine —? Der Rittmeiſter zögerte, die Worte, die er auf der Zunge hatte, auszuſprechen, aber ſie mußten von ſeinem Herzen, auf dem ſie laſteten. Und meine Frau? fuhr er haſtig fort, wird ſie mich begleiten?

Der alte Commandant ſchwieg.

Antworten Sie mir, Herr Major!

Sie wird Sie nicht begleiten, war die mit Nachdruck ausgeſprochene Antwort.

Lebt ſie?

Sie lebt.

Und wird mich nicht begleiten? Darf ſie nicht? Und warum ſollte ſie nicht dürfen?

Sie wird Sie nicht begleiten!

Mein Herr, Ihre Antwort zeigt mir, daß Sie mir etwas verhehlen. Sein Sie nicht hart gegen einen unglücklichen Gefangnen. Sprechen Sie es

aus, was Sie noch über mein und der Meinigen Schicksal auf dem Herzen haben.

Der Commandant antwortete nicht. Werden Sie die Bedingungen annehmen? fragte er.

Ich kann Ihnen darüber keine Erklärung abgeben, bevor Sie nicht auf meine Frage geantwortet haben. Sie werden begreifen, wie Ihr Stillschweigen mich in eine furchtbare Lage versetzen muß.

Mein Herr, ich ersuche Sie, mir Ihrerseits zu antworten.

Ich kann es nicht.

Herr Rittmeister, nahm der Commandant wieder das Wort, mit mehr Gefühl, als man dem finstern, starren Gesichte hätte zutrauen dürfen, Sie waren ein tüchtiger, braver Offizier. Sie haben sich in den Befreiungskriegen einen Namen erworben. Die Armee sprach mit Achtung von Ihnen bis der Satan Sie verblendete und zum Verbrecher machte. Im Andenken an jene Zeit beschwöre ich Sie, auf die Bedingungen einzugehen und die Freiheit nicht von der Hand zu weisen, die der Monarch Ihnen anbietet.

Mein Herr, das Schicksal meiner Frau ist Ihnen bekannt, es muß Ihnen bekannt sein. Ich kann Ihnen nicht eher eine Erklärung geben, als bis Sie mich darüber in Gewißheit gesetzt haben.

Es nutzt Ihnen ja nichts! entgegnete jener kopfschüttelnd.

Ich muß es wissen.

Der Commandant sah eine Weile unschlüssig vor sich hin. Dann sagte er: Nun denn; Ihre Befreiung ist der Wunsch Ihrer Gattin.

Auch die Bedingungen?

Auch die Bedingungen! Aber jetzt fragen Sie nicht mehr. Auf mein Ehrenwort, ich gebe Ihnen keine Antwort weiter.

Und sie wird mich nicht begleiten! rief der Rittmeister von Horberg aus, indem ein entsetzlicher Argwohn in ihm aufstieg.

Ich habe es schon gesagt.

Der Rittmeister dachte nicht mehr daran, sich zu beherrschen, er gab sich nur dem Argwohn hin, der ihn erfaßt hatte. Seine Gattin wollte zwar seine Freiheit, aber sie wollte sie nicht mit ihm theilen, sie wollte sie nur auf Kosten seines Namens, seiner Existenz! Denn was war er ohne seinen Namen, ohne seine Geschichte auf der einsamen Insel des fernen Weltmeeres? Was war er, der spurlos und wesenlos aus der bekannten Welt Verschwundene? Das war kein Mitleid, das seinen Kerker öffnete und wenn es Mitleid war, so war auch dieses Mitleid nur der herbeigerufene Vorwand, durch den

die Stimme des Gewiſſens betäubt, oder gar — entſetzlicher Gedanke — der Deckmantel, unter dem die Schande verborgen werden ſollte.

Er ging mit großen, haſtigen Schritten in der engen Zelle umher.

Faſſen Sie Ihren Entſchluß, mein Herr, drängte der Commandant.

Er trat vor dieſen. Noch eine Frage ſchien auf ſeiner Zunge zu ſchweben, er unterdrückte ſie.

Ich bleibe! ſagte er entſchieden zu dem Commandanten.

In dem Geſichte des alten Offiziers ſprach ſich unverkennbare Ueberraſchung und Erſtaunen aus.

Mein Herr, ſagte er, faſſen Sie keinen übereilten Entſchluß. Es führt kein anderer Weg, als der angebotene, Sie aus dieſer Zelle. Sie ſtehen in der Mitte Ihrer Jahre.

Ich bleibe, mein Herr! blieb die entſchiedene Antwort des Rittmeiſters von Horberg. Mit abgewandtem Geſichte ſetzte er leiſe für ſich hinzu: Ich kann der Schande nicht die Freiheit verdanken. Der Gedanke würde mich tödten.

Rittmeiſter von Horberg, ich beſchwöre Sie.

Herr Major, Sie gaben vorhin Ihr Ehrenwort, ich habe es geachtet. Ich gebe Ihnen jetzt *mein* Ehrenwort: ich bleibe unter den angebotenen Be-

dingungen. Es ist das Ehrenwort eines Mannes, achten auch Sie es.

Der Commandant entfernte sich schweigend. Er verschloß die Thür der Zelle hinter sich. Seine Schritte verhallten draußen in dem Gange.

VI.

Die Verschwörer.

Es war Sonntag Nachmittag. In dem engen Stübchen des Tagelöhners herrschte eine tiefe Stille, die kaum durch das Summen einer Fliege gestört wurde. Der Taglöhner lag in bloßen Hemdsärmeln, sonst vollständig angekleidet, auf einer Bank. Sein Sonntagsrock hing neben ihm über der Stuhllehne. Er rauchte aus einer alten, braunen Pfeife und sah gedankenlos an die Decke des Stübchens hinauf. Seine Frau saß nicht weit von ihm am offenen Fenster und schaute in den kleinen Hof hinaus, in welchem eine Henne mit ihren Küchlein emsig ihr Futter suchte.

Es geht nichts über die Seelenruhe und Behaglichkeit eines fleißigen Arbeitsmannes, der seinen Wochenlohn verdient und davon für spätere Zeiten etwas zurückgelegt hat. Der Sonntag ist ihm nur

der Tag der Ruhe und weiter nichts. Er ſteht früh auf, denn das iſt er nun einmal gewohnt. Er geht dann in ſeinem kleinen Beſitzthum, mag es ſein Eigenthum ſein oder nicht, umher, um ſich Alles zu beſehen; denn er muß durch einige Bewegung und friſche Luft den von der Wochenarbeit ſteif gewordenen Gliedern Geſchmeidigkeit verſchaffen. Er genießt mit Bequemlichkeit ſein Frühſtück, das beſſer iſt als an den Wochentagen. Dann läßt er ſich von der Frau ſeine Sonntagskleider geben und kleidet ſich an zur Kirche, langſam, mit Zeit und Ruhe, denn es fehlt ihm ja heute nicht an der Zeit. Er iſt dennoch früher fertig als die geſchäftige Hausfrau, als die Kinder, die überall umherlaufen und von der Mutter unter Bitten und Schelten zuſammengerufen und geholt werden müſſen, um den Sonntagsſtaat anzulegen, nämlich Strümpfe und Schuhe, die ſie in der Woche nicht tragen, ein beſſeres Jäckchen, und reine Wäſche. Wenn er fertig iſt bis auf den Sonntagsrock, den er ſchont und nicht eher anzieht, bis er ſich auf den Weg zur Kirche macht, ſo zündet er ſeine Pfeife an und ſetzt ſich rauchend und wartend vor die Thür in die Strahlen der erquickenden Morgenſonne. Dort ſitzt er, bis die Seinigen fertig ſind bis zu dem Kirchgange. Indem ſie ihn abrufen, bringt die Frau

ihm zugleich den Sonntagsrock mit, damit er nicht in das Haus zurückkehren und ihn holen muß. Es ist ja Sonntag, der Tag der Ruhe für den Mann, der die ganze Woche gearbeitet hat für Frau und Kind, von des Morgens früh bis des Abends spät. Langsam und still schlendern sie zu der Kirche, gemeinschaftlich mit Bekannten, die sie unterwegs treffen. Sie begrüßen sich nur, dann schweigen sie; Alles ruhet ja heute, was nicht nothwendig sich bewegen muß, auch die Rede. In der Kirche wird die Predigt bald nur noch mit der halben Aufmerksamkeit des völligen Nichtsthuns, manchmal mit halbem Schlafe angehört. Nach Beendigung der Kirche eilt die Frau voraus auf dem Rückwege nach Hause, um das Mittageſſen zu bereiten. Der Mann ist wenigstens im Rocke beweglicher geworden; hatte man doch in der Kirche lange genug völlig feiern können. Die Bekannten werden lebhafter begrüßt; es wird manches Wort gesprochen über Dieses und Jenes, über Freunde und Nachbarn, über Arbeit und Arbeitslohn, über Witterung, Ernte und dergleichen. Kommt er nach Hause zurück, so wird das Mittagsmahl aufgetragen. Es ist zwar einfach wie immer; aber doppelt würzt es ihm die Behaglichkeit des Verzehrens und die Gesellschaft der Seinigen. Hat er doch die ganze Woche nur im

raſchen Fluge draußen auf dem Felde aus einem Töpfchen, worin es ihm von einem der Kinder gebracht wurde, das einſame Mittagsbrot genießen können. Heute ſpeiſet er in ſeiner Stube in Familie. Nach dem Mittagseſſen gehen die Kinder aus, ins Dorf oder ſonſt zu Bekannten. Er bleibt mit der Frau allein zu Hauſe. Er legt ſich auf die Bank und ſchläft. Die Frau bereitet ihm einen Kaffee oder holt ihm aus dem Dorfe einen Krug Bier. Iſt ſein Schlaf beendigt, ſo trinkt er den Kaffee gemeinſchaftlich mit ſeiner Frau oder das Bier für ſich allein. Dann ſteckt er ſich ſeine Pfeife an und legt ſich wieder auf die Bank und raucht und denkt nach oder denkt auch nicht nach, bis es Abend wird. Die Frau ſitzt am Fenſter und berechnet das Erſparte und ſinnt auf neue Erſparniſſe für die begonnene Woche.

Das iſt das Sonntagsleben des fleißigen Tagelöhners, freilich wenn er die höchſte Stufe ſeines Glücks erſtiegen hat, auf dem Lande, wenn ihm ſein günſtiges Geſchick einen wohlwollenden Dienſtherrn zugeführt hat.

Es war ein ſchöner, warmer Sommernachmittag. Die Luft war klar und ſtill. Kein Blättchen in dem Baume vor dem Fenſter des kleinen Tagelöhnerhauſes rührte ſich. Der Duft des friſch geſchnittenen

Heues in der nahe liegenden Wiese verbreitete sich wohlthuend durch die Umgegend bis an das Haus und an die Fenster hinan. Der Tagelöhner genoß ihn nicht; er lag in den Wolken seiner Pfeife. Die Frau sog ihn mit sonntäglicher Behaglichkeit ein. Ihr sinnender und rechnender Blick glitt über die Hühner hinweg weiter in die Gegend hinein.

Die Landschaft war reizend. Das Häuschen lag an dem Abhange eines Berges, der mit dichtem Laubholze, mit hohen, alten Eichen und Buchen bewachsen war. Hundert Schritte davon rechts lag ein Edelsitz, ein großes Hauptgebäude mit blendend weißen Mauern und blauem Schieferdache, umgeben von weiten, geräumigen Wirthschaftsgebäuden und in einiger Entfernung von mehreren kleinen Wohnhäusern für Arbeitsleute und Tagelöhner. Die hintere Seite des Hauptgebäudes vom Schlosse stand in fast unmittelbarer Verbindung mit der theilweise wohlerhaltenen Ruine einer Ritterburg, deren Mauern und Thürme an dem Berg hinauf sich erstreckten und zuletzt in dem dichten Waldwerke sich verloren.

Weit und breit sah man keine andren Gebäude; das Dorf mit der Kirche lag jenseits des Berges. Desto freundlicher und lachender war die weite Flur. Wiesen, Weiden und Saatfelder, belebt von schönem und kräftigen Vieh, von dem Wogen des Korns.

von der Farbenpracht des Rapſes und der bunten Wieſenblumen und doch übergoſſen von der Stille des Sommer- und Sonntags-Nachmittags, wechſelten mit einander ab bis an die blauen Berge hin, die im fernen Hintergrunde das Ganze umdrängten.

Das Auge der Frau des Tagelöhners war nicht auf den anmuthigen Wechſel der Landſchaft gerichtet; ihre Seele nahm nicht die ſtille Schönheit der Natur auf, die vor ihr ausgebreitet dalag. Ihr Blick haftete auf etwas Andrem, wie es ſchien, mit mehr als gewöhnlichem Intereſſe.

Sie wandte ſich in das Innere der Stube zu ihrem Manne zurück. Was mag das beim Herrn heute ſein? ſagte ſie fragend. Es kommen alle Augenblicke fremde Menſchen an; ſie kommen einzeln zu Fuße und gehen durch die hintere Gartenthür nach dem Hauſe hin.

Sie bekam keine Antwort. Der Tagelöhner rauchte fort, ſtill, in unerſchütterlicher Ruhe.

Da kommt ſchon wieder Einer! Er nimmt denſelben Weg.

Keine Antwort.

Da kommt noch Einer! — Aber Mann, ſo ſtehe doch einmal auf!

Der Mann blieb ruhig liegen.

Da kommen Zwei auf einmal. Sie ſehen ſich

vorsichtig nach allen Seiten um, ehe sie durch die Pforte gehen. Bist du denn gar nicht neugierig, Mann?

Was gehen mich die Menschen an? erwiederte der Tagelöhner apathisch. Sie kommen ja nicht zu mir.

Aber sie kommen zu unsrem Herrn.

Er antwortete nicht.

Mann, wie kannst du so still liegen bleiben?

Frau, laß mich in Ruhe.

Da kommt der Bediente des Herrn gelaufen. Er kommt grade auf unser Haus zu. Er sieht hierher. Was mag der wollen?

Sie stand unruhig auf. Der Mann ließ sich nicht stören.

Der Bediente trat eilig in die Stube.

Friedrich, der Herr läßt Dir sagen, Du möchtest auf den Hof kommen. Es ist Arbeit und er hatte schon am Mittag fast alle Leute ins Dorf gehen lassen. Du sollst uns helfen.

Es ist ja Sonntag! sagte der Tagelöhner, ohne sich zu rühren.

Ich sagte das dem Herrn, aber er meinte, ich sollte Dir sagen, daß er Dir doppeltes Tagelohn geben wolle und daß auch Trinkgelder von den fremden Herren zu verdienen seien.

Der Tagelöhner veränderte seine Lage nicht; nur nahm er die Pfeife aus dem Munde, als wenn ihm dies das Nachdenken über den gemachten Vorschlag erleichtere.

Ich ginge, Mann! sagte die Frau, aber sie wagte nur, es mit halber Stimme zu sagen.

Aber Frau, es ist ja Sonntag!

Aber Mann, der Verdienst!

Wenn du meinst, Frau!

Er erhob sich langsam, indem er sich mehrere Male reckte. Wie halb im Schlafe langte er nach dem Sonntagsrocke. Bevor er ihn aber anzog, fragte er den Bedienten mit träger Stimme: Schwere Arbeit?

Du kannst den Rock anziehen.

Er zog ihn verdrießlich an.

Schweigend verließen die beiden Männer das Haus. Der Bediente eilte voraus zum Schlosse, der Tagelöhner folgte ihm langsam. Unterwegs zog auch er jetzt den frischen Duft der gemäheten Wiesen ein, aber nicht blos aus Wohlbehagen, sondern in prüfendem Nachdenken über die Witterung und die davon abhängige Arbeit der Woche. Mitten auf dem Wege blieb er stehen; sah sich nach allen Himmelsgegenden um und kehrte dann etwas rascheren Schrittes nach seiner Wohnung zurück.

Er trat ans Fenſter und ſprach in die Stube hinein: Frau paß auf, es giebt ein Gewitter!

Ohne eine Antwort abzuwarten, ſchlug er nun wieder langſamer den Weg zum Schloſſe ein, den er ohne Unterbrechung fortſetzte. Der Bediente wartete auf ihn am Eingange des Hauſes und führte ihn in das Bedientenzimmer. In dieſes trat nach wenigen Minuten der Herr des Schloſſes.

Der Beſitzer des Edelhofes war kein Edelmann, er war ein Bürgerlicher, der ſchon vor vielen Jahren das Gut aus einer Subhaſtationsmaſſe gekauft hatte. Es war ein Mann etwa in der Mitte der vierziger Jahre, eine runde, aber bewegliche Figur. Er war Junggeſell.

Friedrich, redete er den Tagelöhner an, Du biſt ein treuer und verſchwiegener Menſch, Du ſiehſt und hörſt hier nichts.

Sie können ſich auf mich verlaſſen, Herr! erwiederte er in einem Tone, als wenn Anrede und Antwort ſich von ſelbſt verſtanden hätten.

Der Gutsbeſitzer nickte beiſtimmend mit dem Kopfe.

Nun ſchließt, fuhr er dann fort, die Thüren des Hauſes nnd habt Acht auf die Eingänge. Wenn Jemand kommt, ſo klingelt Einer von Euch an der Glocke im Vorhauſe; ich kann ſie hören, ſprecht aber mit Niemanden, bis ich komme.

Er verließ nach dieser Anweisung die Beiden und ging quer durch das Vorhaus in die auf dessen anderer Seite liegenden Zimmer, durchschritt einige derselben und trat dann in einen auf der Hinterseite des Hauses belegenen Saal.

In diesem saßen um einen runden Tisch etwa funfzehn Personen. Es waren Männer aus dem verschiedensten Alter. Nur das Greisenalter war nicht vertreten. Fast alle waren sehr kräftig und rüstig, von dem Aeltesten an, der die Mitte der Funfziger Jahre angetreten haben mochte, bis zu den Jüngsten hin, von denen einige noch in dem Jünglingsalter standen. Auffallend war ein buntes Gemisch von verschiednen Trachten. Während nur Wenige sich durch nichts Eigenthümliches in der Kleidung auszeichneten, waren Einige in weite, sackähnliche Oberröcke, Andre in enger anliegende Röcke mit vielen Schnüren und Litzen, wieder Andre in den knappen, kahlen, deutschen Rock gekleidet. Einige trugen das Haar auffallend kurz und kahl geschnitten, Andre hatten es in einen hohen Wulst zusammengekämmt, noch Andren hing es in langen, rollenden Locken über die Schulter. Einige trugen lange Bärte, Andren waren Kinn und Oberlippe glatt geschoren. Hüte, Mützen und Barets lagen umher. Der Tisch,

um den die Gesellschaft saß, war mit Büchern, Schriften und Landkarten bedeckt.

Die Anwesenden waren bei dem Eintritte des Hausherrn in lebhaftem Gespräch. Dabei war es wieder auffallend, daß alle Mundarten Deutschlands vertreten waren, von der weichen Hannövrischen und Braunschweigischen und der scharfen Ostpreußischen an bis zu der harten und breiten Schwäbischen und der noch härtern und breitern Schweizerischen hin. Selbst jener leicht herauszuerkennende Dialekt fehlte nicht, mit dem Fremde, namentlich aus dem Osten Europas, das Deutsche auszusprechen pflegen.

Der Hausherr mußte schon in ihrer Mitte gewesen sein; denn er nahm schweigend Platz unter ihnen und das Gespräch erlitt durch seine Ankunft weder Unterbrechung noch Veränderung. Doch hob bald nach seinem Eintritte Einer der ältern Männer mit erhöheter Stimme an: Ich denke, Ihr Brüder, wir beginnen unser Tagewerk!

Es wurde ihm von mehrern Seiten Beifall zu erkennen gegeben.

Bruder Schrader übernehme heute den Vorsitz! rief eine jüngere Stimme.

Einverstanden! antworteten mehrere Stimmen.

Ein großer, magrer Mann mit einem blassen, aber ausdrucksvollen Gesicht, nahm einen Hammer,

der in der Mitte des Tiſches lag. Er that damit einen Schlag auf den Tiſch. In dem Zimmer herrſchte geräuſchloſe Stille.

Mitbürger! hob der Vorſitzende ſodann mit einer wohltönenden, ernſten Stimme an, Veranlaſſung und Zweck unſrer heutigen Zuſammenkunft iſt Euch Allen bekannt. Wir ſind hier in Folge des Beſchluſſes unſrer letzten Verſammlung, um das Wohl des Vaterlandes und die ernſten Ereigniſſe der letzten Zeit zu berathen. Die Zeit iſt, ſeitdem wir uns zuletzt ſahen, ſchwerer, die Ereigniſſe ſind wichtiger geworden. Ich hoffe, daß auch das Ziel einer glücklichen Löſung, der Befreiung des Vaterlandes, um ein Bedeutendes näher gerückt iſt. — So viel zur kurzen Einleitung, da die Zeit zu drängen ſcheint. Berichte jetzt jeder Vertrauensbote aus ſeinem ihm angewieſenen Kreiſe, und ſchreiten wir demnächſt zur Berathung deſſen, was weiter geſchehen ſoll und muß.

Der rechts von ihm Sitzende, ein ältlicher Mann von ſtillem Weſen, nahm zuerſt das Wort: Ich habe aus meinem Kreiſe nur Weniges mitzutheilen. Der kältere Nordoſten erzeugt kälteres Blut. Der größern Maſſe fehlt die germaniſche Bildung, noch mehr die germaniſche Innigkeit. Der Landmann iſt faſt gar nicht zugänglich, der kleinere Städter nur wenig mehr. In der Hauptſtadt meines Kreiſes be-

stehn die bekannten tüchtigen Elemente. Wir ziehen fortwährend manche herrliche, besonders jüngere Kräfte an uns. Wir breiten uns aus in den größern und Mittelstädten der Provinz. Wir gewinnen selbst, wenn auch nur langsam, Boden in den kleinern Städten und hin und wieder auf dem platten Lande. Sollte in der nächsten Zeit ein Schlag ausgeführt werden, so ist auf meinen Kreis noch nicht zu rechnen.

Er schwieg. Niemand erwiederte ihm etwas.

Ein Zweiter ergriff das Wort: Ich habe den größten Kreis zu vertreten, aber wol das Wenigste zu berichten. Oesterreichs deutsche Völker schlafen noch immer den politischen Todesschlaf unter Metternichs Zauberstabe. In Ungarn macht sich zwar eine Opposition geltend, aber sie ist für Deutschland ohne lebenskräftige Bedeutung. Dabei ist nicht zu verhehlen, daß die Regierung sich Mühe gibt, den materiellen Wohlstand zu heben. An eine politische Erhebung ist in langer Zeit noch nicht zu denken.

Dennoch, hob lebhaft ein Dritter an, ein kleiner untersetzter Mann mit blitzendem Auge, mit schwarzem Haar, dennoch, sprach er in einem scharfen, fremden Dialekte, verachtet nicht ganz den Osten. Glaubt mir, er ist vielleicht der erste, der Euch auch den politischen Morgen, die Morgenröthe der Frei-

heit bringt. Der fremde Absolutismus kennt in meinem unglücklichen Vaterlande keine Schranken mehr. Gewalt und Willkür treten täglich mehr ohne Scheu auf. Ihr kennt die Details. Selbst die deutsche Presse kann sie nicht mehr ganz verschweigen. Die Wirkung ist einfach. Täglich gewinnt unsre Sache mehr Anhänger; täglich schaaren die Verbündeten sich fester zusammen. Der Druck erzeugt Tag für Tag mehr und lebendiger das Bedürfniß der Freiheit, den, ich möchte sagen: wüthenden Wunsch nach Befreiung. Nur ein Funke und das Pulverfaß fliegt in die Luft. Die erste Gelegenheit wird uns in Erhebung und im Kampf finden. Die Organisation schreitet, je geheimer desto mächtiger voran. Ihr könnt auf uns rechnen; wir rechnen auf Euch.

Ein allgemeines Bravo folgte seinen feurigen Worten.

Ein blasser Jüngling mit wallenden, blonden Locken, im knappen, deutschen Rocke, mit umgelegtem Hemdkragen, war der Vierte, der das Wort hatte. Er begann langsam und pathetisch: Auch das Sachsenland ist gerüstet zum ernsten, blutigen Kampfe gegen die Tyrannen. Sein tapfres, nur für die Freiheit glühendes Volk brennt vor Begierde die Sklavenketten zu zerbrechen und abzuwerfen. Seit

dem Jahre 1819 haben seine von Deutschlands Universitäten zurückkehrenden Söhne das Volk mit der Milch der Freiheit genährt, durch Schrift und Wort, in Stadt und Land. Hundertausende stehen im Lande der Sachsen bereit, sie harren nur des Rufes, nur des Winkes, um loszuschlagen, um zum blutigen Werke zu schreiten. Ich habe von allen Seiten den Auftrag, Euch, Ihr Brüder, zu grüßen und Euch an das Herz zu legen, daß Ihr nicht zu lange zögern mögt mit dem Kampfe gegen unsere Unterdrücker. Ich meine auch, die Zeit ist gekommen, wo wir die Freiheit wieder erobern können. Unsre Fürsten sind eingeschlummert in der Sicherheit des Absolutismus; die Heere sind nicht mehr kampfgewöhnt; der gemeine Soldat gehört überdies dem Volke an und der Geist der Offiziere ist der Geist der blassen Renommage von Roßbach und Jena. Wenn da die Völker brennen und überall muthige Männer und Jünglinge bereit sind, sich an die Spitze zu stellen, wie soll man da noch zögern und zaudern?

Ein großer Theil der Anwesenden, besonders der Jüngeren, klatschte auch ihm Beifall. Manche sahen dagegen still und nachdenklich vor sich hin.

Auch ich, sprach mit Feuer ein anderer junger Mann, gleichfalls hohläugig und mit langem Haar, stimme dafür, daß wir nicht länger säumen. Die

Stunde der Tyrannen hat geschlagen, sie hätte meines Bedünkens schon längst schlagen sollen. In allen deutschen Gauen müssen die Männer und Jünglinge jetzt —

Meine Freunde, unterbrach ihn der Vorsitzende Schrader, laßt uns nicht vergessen, daß wir in diesem Augenblicke nur erst Bericht erstatten wollen. Das, was geschehen soll, kann erst später berathen werden.

Der junge Mann fügte sich der eben so gemessenen als freundlichen Ermahnung und fuhr minder lebhaft fort: In meinem Kreise steht gleichfalls eine große und wohlgerüstete Schaar zum Kampfe bereit. Ueberall ist das Volk von der Idee der Freiheit durchdrungen. Die Führer haben es vorbereitet dutch Vereine, die sie durch das ganze Land gestiftet, durch Schriften, die von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus verbreitet werden. Ich wage nicht zu viel zu behaupten, wenn ich versichere, daß im Lande hunderttausend kampfgerüstete Männer und Jünglinge nur des Wortes harren, um über die Tyrannen herzufallen. Es muß losgeschlagen werden, sonst wird das Volk ungeduldig.

Und am Rheinstrom? fragte der Vorsitzende einen ernsten Mann, den jetzt die Reihe traf.

Als der Mann antworten wollte, erschallte in

drei hellen Schlägen eine Glocke im Inneren des Hauses, nicht weit von dem Saale, wo man sich befand.

Alle horchten auf. Der Hauswirth aber erhob sich ruhig und bat, sich nicht stören zu lassen, die Glocke rufe nur ihn hinaus. Er verließ den Saal.

Der von dem Vorsitzenden aufgeforderte Mann sprach nach einer kurzen Weile: Der Rheinstrom, wie Ihr wißt, meine Freunde, sieht an seinen Ufern der deutschen Stämme mehrere und in mannichfach verschiedenen politischen Lagen und Verhältnissen. Ich fühle mich verpflichtet, da es sich um das Höchste und Heiligste, um das Wohl des Vaterlandes handelt, nicht in allgemeinen Phrasen zu sprechen, sondern Euch ein klares und ausführliches und möglich getreues Bild vorzuführen. Zu diesem Ende muß ich theils mehrfach unterscheiden, theils an manches Frühere anknüpfen.

Während der Pause, die er hier machte, kehrte der Hausherr in den Saal zurück. In seinen Mienen war, wenn auch nicht geradezu Besorgniß, doch eine gewisse Unruhe zu lesen. Auch der unterbrochene Redner bemerkte dies. Er schwieg daher und Alle sahen den Zurückgekehrten an.

Es wird mir, sprach dieser, ein allerdings ungewöhnlicher, um nicht zu sagen, auffallender Vor-

fall gemeldet. Vor dem Thore hält eine Abtheilung von dreißig Mann Cavallerie unter Führung eines Offiziers.

Was iſt ihr Begehr? fragte der Vorſitzende.

Ich hatte meinen Leuten den Befehl ertheilt, mich zu rufen, ſobald ſich ein Fremder dem Hofe nahe, und mit Niemanden zu ſprechen, bis ich da ſei. Ich ſelbſt wollte Euch nur vorher Mittheilung von dem Beſuche machen, bevor ich mich auf etwas Weiteres einließ.

Die Mittheilung brachte unter den Anweſenden einen ſehr verſchiedenen Eindruck hervor. Während nur Wenige ganz ruhig blieben, gerieth die Mehrzahl in nicht geringe Aufregung, und in manchen Geſichtern ſogar, namentlich derer, die am tapferſten geſprochen hatten, zeigten ſich unverkennbare Spuren eines heftigen Erſchreckens. Ein paar griffen ſogar unwillkürlich nach ihren Sachen.

Soldaten? Cavallerie? Was mag das zu bedeuten haben? Sollten wir verrathen ſein? Sollte man uns verfolgen?

So ſprach es durch einander.

Der Wirth wollte beruhigen. Beſondere Gefahr iſt keines Falls vorhanden, ſagte er.

Er wurde durch einen Wink Schraders unterbrochen.

Laß sie, Goltz, sagte er leise zu ihm, Balischewski, Dorwitz und ich bleiben zurück.

Der Wirth winkte ihm Einverständniß und wandte sich wieder zu den Andren. Gefahr ist noch nicht vorhanden, fuhr er in den abgebrochnen Worten fort, dieser Saal steht durch einen verdeckten Gang in Verbindung mit der Ruine und aus der Ruine führt ein Ausgang unmittelbar in das Dickicht des Waldes, in welches namentlich die Cavallerie nicht dringen kann. Zur Noth habe ich noch einen zweiten Ausweg. Wir sind also auf alle Fälle sicher, wenn auch das Gut besetzt und umstellt sein sollte. Indeß stelle ich Euch anheim, unsre Berathungen für heute abzubrechen und Euch jetzt bei Zeiten und in Ordnung zurückzuziehen, damit es später, wenn die Gefahr drängen sollte, nicht in Uebereilung und Unordnung zu geschehen braucht.

Ich füge, nahm Schrader das Wort, den zweiten Grund hinzu, daß wir doch einmal gestört sind, und unter den gegenwärtigen Verhältnissen heute zu einer völlig aufmerksamen, unsrer Aufgabe würdigen Berathung nicht wieder gelangen möchten. Mein Vorschlag ist, wir zerstreuen uns sofort und sind, wenn wir nicht eine Besetzung des Schlosses erfahren, zur Wiederaufnahme unsrer Verhandlungen morgen um dieselbe Stunde wieder hier, die uns heute

vereinigte. Sollte das Schloß morgen besetzt sein, so wird die nächste Zusammenkunft in gewöhnlicher Weise bestimmt werden.

Die vorgebrachten Gründe leuchteten ein und fanden keinen Widerspruch. Der Wirth des Hauses schloß eine kaum bemerkbare Tapetenthür auf, hinter der sich eine starke, eiserne Thür befand. Er schloß auch diese auf und führte durch dieselbe seine Gäste in einen ziemlich geräumigen, von dicken Mauersteinen aufgeführten, gewölbten Gang, der von oben durch Oeffnungen in der Form von Schießscharten ein freilich nur spärliches Licht empfing. Aus dem Gange gelangte man in einen Keller der Ruine, wo ein starkes, festverschlossnes Doppelthor mitten in das tiefste und dichteste Gebüsch hineinführte, das sich den ganzen Berg entlang, an dessen Abhange die Ruine lag, nach beiden Seiten weithin ausbreitete. Der Hausherr entließ hier seine Gäste, händigte die gebrauchten Schlüssel dem gewesenen Vorsitzenden Schrader ein und kehrte ruhigen Schritts zu dem Schlosse zurück.

Der Bediente kam ihm entgegen.

Ihrem Befehle gemäß, sagte er, habe ich den Offizier aufgehalten; Sie wären unwohl; Sie wollten nicht gestört sein; Sie hätten alle Ihre Leute bis auf mich und noch Einen ausgeschickt und mir be-

fohlen, die Thore zu ſchließen und Niemanden ohne Ihre Erlaubniß einzulaſſen. Ich fragte ihn, was er wünſche, um ihn dann Ihnen melden zu können.

Nun?

Er verlangte darauf blos Einlaß, um ſich auf dem Hofe und in den Wirthſchaftsgebäuden und Ställen umzuſehen. Er wolle Sie daher nicht ſtören und verlange Einlaß nur für Sich und einen Unteroffizier; die übrige Mannſchaft ſolle draußen bleiben. Ich verſprach, Ihnen das zu melden.

Sagte er nichts über den Zweck der beabſichtigten Durchſuchung?

Nichts.

Sonderbar! Indeß laß ihn ein, laß ihn überall hin, wohin er will, nur nicht in dieſen Saal und meine andren Zimmer. Der Vorwand meines Unwohlſeins wird ein ausreichender Entſchuldigungsgrund ſein. Zeige ihm im Uebrigen kein Mißtrauen.

Der Bediente ging.

Nach einiger Zeit kehrten die drei vertrauteren Verbündeten, Schrader, Baliſchewski, der Berichterſtatter aus Polen, und Dorwitz, der Vertrauensbote vom Rheinſtrom, durch die Tapetenthür in den Saal zurück.

Vor allen Dingen, Freund Goltz, wie ſteht es mit dem Militair? fragte Schrader.

Goltz berichtete.

Und welches sind Deine Vermuthungen über den Zweck dieses sonderbaren Besuchs.

Ich bin darüber nicht im Klaren. Es steht allerdings Militair hier an der Grenze, allein noch niemals hat ein Soldat meinen Hof betreten. Mit den Offizieren habe ich nicht den geringsten Verkehr. Ein besondrer Vorfall hat sich, meines Wissens, in der Gegend nicht ereignet. Ich strenge meinen Scharfsinn vergebens an.

Laß ihn ruhen. Wir sind hier sicher?

Vollkommen.

Also zu unsrem Werk. Zuvor bin ich Euch Aufklärung schuldig, warum der Zwischenfall mir erwünscht gekommen ist. Der Grund ist einfach der, daß in unserer Gesellschaft zu viel Phantasten und Schwächlinge waren. Ich habe schon lange eingesehen, daß mit diesen Menschen ein gedeihlicher Entschluß schwer zu fassen ist. Wir Vier müssen vorher unter uns einig sein, nur dann erst können wir mit ihnen verhandeln und unser Uebergewicht über sie zur Geltung bringen.

Du hast Recht, entgegnete Dorwitz. Das ist eben ein großes Unglück für die Sache unseres Vaterlandes, daß zwar sehr viel guter Wille, aber auch bei weitem mehr guter Wille als Einsicht

und Besonnenheit und die auf Einsicht und Besonnenheit gebaute, wahre Kraft da ist. Es steht uns viel schöner und muthiger, selbst todesmuthiger Enthusiasmus zu Gebote, aber er schadet im Ganzen mehr, als er nützt.

Ihr Deutschen seid sonderbare Menschen, fiel der Pole Balischewski ein, Ihr meint, auch das Vaterland, auch die Freiheit könne nur durch ruhiges, kaltes Nachdenken und Grübeln gerettet werden und da verdammt ihr den Enthusiasmus. Was ist denn die Vaterlandsliebe, was ist denn die Liebe zur Freiheit anders als Enthusiasmus? Wer sich für die Idee des Vaterlandes und der Freiheit nicht zu begeistern vermag, der wird nie sein Vaterland retten und ein Volk, das nicht dafür begeistert ist, wird nie eine Nation, nie frei werden.

Das spricht eben für uns, nahm Schrader das Wort, die Begeisterung für Vaterland und Freiheit ist noch nicht in alle Schichten des deutschen Volkes gedrungen. Die Masse ist noch nicht empfänglich dafür. Sie muß erst dafür vorbereitet, dafür zugänglich gemacht werden und das kann bei dem eigenthümlichen Charakter des Deutschen durch den Enthusiasmus Einzelner nicht geschehen. Ihr Polen, gleich den Franzosen, habt flüchtiges, reizbares Blut genug, um durch das Feuer und Beispiel Ein-

zelner ergriffen und sofort zu Thaten hingerissen zu werden. Es steckt dafür auch, laß mich aufrichtig sein, Freund Balischewski, gerade genug Nachahmungstrieb in Euch. Das Alles geht dem Deutschen, wenigstens in solchem Grade, ab. Der Deutsche ist schwerfälliger Natur. Das Beispiel entflammt ihn nicht, sondern bringt ihn zum Nachdenken, Berechnen. Erst dadurch setzt sich die Idee in ihm fest und nur die Idee, nicht das bloße Beispiel treibt ihn zu Thaten. Tadle darum den Deutschen nicht, mein Freund, ich für meine Person finde im Gegentheil einen großen Vorzug in diesem Charakter. Die Thaten des Deutschen, die so entstehen, sind kräftige Früchte, Früchte der innern Ueberzeugung und der unverkennbaren Ueberzeugungstreue; sie sind nicht die leicht zu verwehenden Blüthen eines durch die Gewalt des bloßen Beispiels rasch entstandenen und nur zu leicht wieder verfliegenden Rausches. Ich könnte hier an einen Vergleich zwischen unsrem kräftigen, alten Rheinwein und dem flüchtigen Schaume des Champagners erinnern, aber ich liebe solche Bilder nicht.

Ich habe indessen noch etwas hinzuzufügen, bemerkte Dorwitz. Der Unterschied in dem Charakter des Deutschen einerseits und des Polen und Franzosen andrerseits ist im Ganzen richtig angegeben;

uns begeistert nicht so sehr das Beispiel, als die eigene, innere Ueberzeugung, allein laßt uns auch zugestehen, daß es in allen unsren Bewegungen seit den Freiheitskriegen uns an großen, erhabnen Beispielen gefehlt hat. Kein großer Mann, kein Mann, dessen Namen eine Bedeutung im Vaterlande sich erworben hatte, ist mit Begeisterung für das Vaterterland aufgetreten, nicht einmal in Wort und Schrift, viel weniger mit der That. Unsre großen Männer halten sich zu sehr zurück. Sie sind, möchte ich sagen, zu deutsch und das ist für sie ein Vorwurf.

Ich glaube es nicht ganz zugeben zu dürfen, erwiederte Schrader. Dieses Zurückhalten ist da, ich leugne es nicht, aber kann es nicht das Resultat vollständig richtiger Berechnung sein?

Wieder Berechnung! lachte der Pole.

Allerdings, aber eine Berechnung, die hier durchaus nothwendig erscheint. Ist einmal der Character des Deutschen so, wie ich ihn geschildert habe und wie Ihr ihn mir zugebt, und ist die Idee für Freiheit und Nationalität in der Masse des Volkes noch nicht zum Bewußtsein gekommen, was soll dann eben der Enthusiasmus, das glänzende Beispiel des Einzelnen und wenn er noch so hoch steht und wenn er einen noch so gefeierten Namen trägt? Es würde wirkungslos verpuffen, wie das Pulver, das auf

der Pfanne des verſagenden Gewehrs abbrennt. Ich wiederhole, das deutſche Volk muß erſt vorbereitet, empfänglich gemacht werden. Noch iſt die Maſſe nicht reif.

Schrader, nahm Goltz das Wort, ſcheint mir in Eurem Streite um ſo mehr Recht zu haben, da er nur das vertheidigt, was wir ſelbſt Alle ſeit Jahren ausführen. Unſer Streben iſt ja eben dahin gerichtet, dem Volke durch Belehrung in möglich mannichfacher Weiſe die Ueberzeugung von der Nichtachtung ſeiner Rechte, von ſeiner Unfreiheit, von ſeiner Unterdrückung durch die Fürſten, durch Ariſtokratie, Bureaukratie und Pfaffenthum zu verſchaffen, um auf dieſem allerdings langſamen Wege für die Idee der Freiheit zu begeiſtern. Freilich aber haben wir dabei ſtets Einen erheblichen Factor im Auge, ich meine ein großes, die Welt erſchütterndes Ereigniß. Ein ſolches Ereigniß machen wir durch unſer berechnetes und berechnendes Vorbereiten nicht, denn die Ereigniſſe der Geſchichte ſind überall und ſtets anders, als der kalte Verſtand des Menſchen gerechnet hat. Aber immer treibt auch ein großes Ereigniß den Geiſt und ein ganzes Volk oft um Jahrhunderte auf einmal vorwärts.

Nicht immer! ſprach kopfſchüttelnd Schrader. Indeß laßt uns nicht ſtreiten ohne beſtimmten Zweck.

Laßt uns berathen, was für die nächste Zeit zu thun ist, denn die nächste Zeit wird sehr ernst und folgenreich werden.

Man setzte sich. Gleichzeitig trat der Bediente des Hausherrn ein und berichtete, daß das Militair wieder abgezogen sei; der Offizier habe sich nur flüchtig in den Scheunen, Ställen und Wagenremisen umgesehen und sich darauf, ohne ein Wort zu sagen, entfernt.

Nach dieser Unterbrechung fuhr Schrader fort: Nach allen Symptomen der Zeit, nach den Nachrichten in den öffentlichen Blättern und nach den Berichten unsrer zuverlässigen Freunde im Auslande bereitet sich wieder eine jener Katastrophen vor, die, wenn sie uns auch nicht sofort die Freiheit bringen, sie uns doch um ein Bedeutendes näher rücken. Das allgemeine Symptom der Geschichte dafür ist die furchtbare Spitze, auf welche die Frechheit des Absolutismus und die Unterdrückung der Völker in fast ganz Europa jetzt hinaufgetrieben ist. Auf der höchsten Spitze kann sich für die Dauer nichts halten. Was oben angelangt ist, muß herunter; in der Regel fällt es und wenn es fällt, ist sein Sturz um so rascher und vernichtender, je höher die Spitze war. Die Unterdrückung der Europäischen Völkerfreiheit steht, zwar noch nicht auf höchster, aber auf

sehr hoher Spitze. Laßt mich eine kurze Rundschau halten. Den Zustand unsres Vaterlandes kennen wir Alle. Der Bundestag, die Carlsbader Beschlüsse, die Centraluntersuchungs-Commission, die Unterdrükkung der Schrift, des Worts, der Vereinigung halten es in einer Knechtschaft, wie unsere Geschichte sie noch nicht gekannt hat. Das Leben des Volkes ist von den Fürsten mit einer eisernen Kette umschlungen. Metternich und die heilige Allianz triumphiren über das Gelingen ihres Werkes. Leider erkennt die Masse des Volkes, wie schon gesagt, dieses Gelingen nicht und fühlt nicht den furchtbaren Druck. Das ist der Stand der Dinge in unsrem Vaterlande. — Das Geschick der Völker Europa's ist ein gemeinsames. Es gebietet eine politische Solidarität über sie. Eins der mächtigen Glieder in diesem Ringe ist das französische Volk. Es gibt schon seit längerer Zeit die Impulse für die politische Entwicklung der übrigen Völker. In Frankreich aber ist die höchste Höhe des Absolutismus bereits erreicht. Der Fall steht in nächster Nähe bevor. Die Verblendung des Königs und Polignacs und seiner Minister ist eben so groß als unbegreiflich. Selbst auswärtige absolute Regenten warnen, wohl einsehend, daß jene einen Fall des Königthums herbeiführen, der über die Grenzen Frankreichs hinaus erschütternd wirken muß.

Die Warnungen finden keinen Eingang mehr. Nach den Mittheilungen unsrer Agenten wird man in den nächsten Tagen zu dem letzten Aeußersten greifen; man wird die neu erwählte, noch nicht zusammengetretne Kammer auflösen, man wird ein neues Wahlgesetz octroyiren, um eine gefügigere Kammer zu erzielen, man wird ein neues Preßgesetz erlassen, aber in Frankreich ist das Volk sich seiner Freiheit bewußt. Die Führer sind vorbereitet und haben vorbereitet. Die Organisation ist eine bewunderungswürdige. An dem Tage, an dem die erwähnten Ordonanzen erscheinen, wird auch der Sturm des Volks losbrechen. Der Sieg ist nicht zweifelhaft. — Laßt mich über die kleinen Staaten Europa's rasch hinweggehen, um zu England zu gelangen, das nächst Frankreich den meisten Einfluß auf die Europäischen und also namentlich auch deutschen Geschicke ausübt. Italien seufzt unter der Knechtschaft Oesterreichs, Spanien kann von dem Joche eines eben so übermüthigen als feigen und verrätherischen Tyrannen, der durch die pragmatische Sanction einen neuen Treubruch verübt hat, sich nicht befreien, Portugal liegt in Todeszuckungen unter der neuen Geißel Gottes. Der leicht erregbare, feurige Geist dieser Völker kann jeden Augenblick erwachen. Er wird erwachen, wenn irgend eine andre Bewegung Europa's ihn weckt. — Die schwer kranke

Zeit hat selbst das starke Albion ergriffen. Wellingtons eigennütziges und niederträchtiges Regiment hat dem Absolutismus in ganz Europa willig einen schmachvollen Vorschub geleistet, aber auch dort ist die höchste Höhe erreicht, die in England der Absolutismus erreichen kann. Die Opposition regt sich mächtig und ein vollständiger Wechsel der Regierung und des Systems steht in nächster Aussicht. Unsere Agenten theilen die befriedigendsten Nachrichten mit. Die Auflösung Georgs des Vierten steht bevor. Sein Nachfolger, der Herzog von Clarence, gehört dem liberalen System an. Mit seiner Thronbesteigung ist Wellingtons Macht gebrochen und die heilige Allianz hat einen ihrer stärksten Haltpunkte verloren. Geschieht gleichzeitig Ein kräftiger Schlag auf dem Continente, so steht ein großer Fortschritt der Sache der Freiheit in gewisser Aussicht, vielleicht noch mehr, und dieser Schlag geschieht, wie gesagt.

Warum nicht ihr Sieg? fragte lebhaft der Pole Valischewski. Ich verkünde Euch den Sieg, meine Freunde, fuhr er fort, für Euch, für uns, für mein Vaterland Polen, für Euer Vaterland Deutschland. Ich mußte vorhin Manches verschweigen, was ich dem vertrauteren Kreise jetzt mittheilen kann und muß. Die Verschwörung ist durch ganz Polen verbreitet, sie hat sich bis tief in Rußland verzweigt.

Sie ist organisirt, die Führer stehen mit einander in der engsten Vereinigung, das Volk ist bewaffnet. Mit dem Auslande sind Verbindungen angeknüpft, mit der liberalen Partei in Frankreich, wie in England. Es ist richtig, die Bombe der Revolution wird zuerst in Paris platzen, gleichzeitig wird aber der Schlag in Warschau erfolgen und mein Volk wird siegen, denn es wird kämpfen für seine Nationalität, für seine Freiheit, für seine Ehre, es wird seine Tyrannen bezwingen. Erhebt sich zu gleicher Zeit Deutschland, so ist der Sieg ganz unzweifelhaft, aber auch ohne Deutschland werden diesmal die Waffen Polens unüberwindlich sein.

Das eben ist die hochwichtige Frage, bemerkte Schrader, ob das deutsche Volk schon jetzt bei einem Ausbruche, der nothwendig nächstens in Paris erfolgen muß, sich erheben soll und kann.

Es muß, es muß! rief der Pole, rechnet nur diesmal nicht.

Auch ich, nahm Dorwitz das Wort, bin der Meinung, daß wir die Tyrannenketten lange genug getragen haben, um sie jetzt abwerfen zu können. Daß furchtbare Revolutionen in Europa für die allernächste Zeit in blutiger Aussicht stehen, wer wollte das bezweifeln! Sie werden rund um Deutsch-

land herum wüthen. Wie soll da das deutsche Volk allein geduldig in seinem Joche verharren?

Weil seine Zeit noch nicht gekommen ist, antwortete Schrader mit Nachdruck.

Der Schall der Glocke im Flur, rief den Hausherrn aus dem Saale. Er blieb lange aus und die Unterhaltung stockte während seiner Abwesenheit. Eine gewisse Ueberraschung und Unruhe, die sich bei seiner Rückkehr in seinem Gesichte aussprach, ließ sie auch jetzt nicht sofort wieder in ihren Gang kommen; sie erweckte bei seinen Gästen eine Neugierde, die er befriedigen mußte.

Das aufsteigende Gewitter hat einen neuen Besuch gebracht, der diesmal nicht sogleich zurückzuweisen war. Ein Herr und eine Dame baten um Aufnahme, bis das Gewitter vorüber sei.

Und was beunruhigt Dich dabei, denn Dein Auge verräth in der That einige Besorgniß?

Besorgniß wol gerade nicht, wiewol ich nicht leugnen will, daß mich eine etwas beunruhigende Ahnung beschlichen hat.

Welcher Art?

Es drängte sich mir, in Verbindung mit dem vorherigen Besuch des Militairs, unwillkürlich der Gedanke an den Diamantendiebstahl und die Flucht der Prinzessin in unsrem Nachbarstaate auf.

Weißt Du Näheres von dieſer ſcandalöſen Hofgeſchichte?

Sie iſt in tiefes Dunkel gehüllt. Auch ich kenne nur die allgemein bekannten Thatſachen. Der Schmuck der Erbprinzeſſin, über eine Million an Werth, iſt auf eine bis jetzt unbegreifliche Weiſe geſtohlen. Gleichzeitig iſt die Prinzeſſin Amalie verſchwunden und mit ihr ein junger Amerikaner, der ſchon ſeit längerer Zeit Zutritt zu den Hofzirkeln hatte. Man hat ihre Spur bis jetzt nicht gefunden.

Das Verbrechen wäre danach ſo ſehr unbegreiflich eben nicht, bemerkte Dorwitz.

Leerer Schein, zufälliges Zuſammentreffen! fiel mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit der Pole Baliſchewski ein. Der Verbrecher iſt in einer ganz anderen Richtung zu ſuchen. Man hat am frühen Morgen des Diebſtahls ſehr verdächtige Menſchen in der Nähe des Schloſſes geſehen.

Eine dritte Verſion wäre die wahrſcheinlichere, bemerkte Schrader mit einer gewiſſen zurückhaltenden Entſchiedenheit. Indeſſen, Goltz, wie kommſt Du auf dieſe Combination?

Wer kann ſich Rechenſchaft geben von unbeſtimmten Ahnungen?

Haſt Du Deinen Beſuch geſehen?

Nein! Sie ſind mit Extrapoſt in einem eleganten

Reisewagen angekommen. Ich habe ihnen oben Zimmer anweisen lassen und sie der Vorsorge meines gewandten Bedienten überlassen.

Auffallend bleibt es allerdings, daß vorhin der Offizier gerade nur in den Ställen und Remisen seine Nachforschungen vornahm, als wenn er nach einer Equipage suche. Kennt Jemand von Euch die entflohene Prinzessin?

Niemand hatte sie gesehen.

Man ist jedenfalls sicher bei Dir? fuhr in etwas besorgtem Tone Schrader fort.

Ich stehe für Alles ein.

So laßt uns zu unserer Berathung zurückkehren.

Sie fuhren in der abgebrochnen Unterhaltung fort, während das Gewitter, das unterdeß schwer und schwarz am Himmel aufgestiegen war, anfing, sich in Sturm, Donner und Regen zu entladen.

Schrader nahm zuerst wieder das Wort. Der Schlag in Paris, sprach er, wird ohne Zweifel in erster Zeit geführt werden. Das Volk wird siegen. Ob es seinen Sieg benutzen wird, ist eine andere Frage. Nach meinen Nachrichten habe ich nur zu sehr Ursache, zu befürchten, daß es das Opfer einer Intrigue werden wird, deren geheime Fäden schon jetzt fest geschlungen sind. Es würde dann nur ein Personen-, kein Regierungswechsel eintreten, indeß

jedenfalls wird eine siegreiche Revolution gekämpft werden. Auch in Polen wird die Revolution losbrechen. Siegt sie nicht, so wird sie auf alle Fälle hartnäckig und lange kämpfen. Wahrscheinlich wird das Doppelbeispiel noch andere Völker mit sich fortreißen. Für uns ist die Frage: Was soll Deutschland thun? Wie soll Deutschland sich zu diesen Kämpfen, inmitten dieser Kämpfe verhalten?

Das kannst Du als fraglich bezeichnen? rief Donwitz aus. Ich stimme Baliſchewski bei, Deutschland muß, es darf diesmal nicht rechnen, es muß handeln. Erwäge nur eins, denke an Polen. Kann Polen jemals siegen, ist es nicht, gegenüber dem dreifachen Feinde der heiligen Allianz, unrettbar verloren, wenn sich nicht gleichzeitig Deutschland erhebt?

Ich fürchte das, aber mein Vaterland steht mir höher und näher als Polen. Ueberdies kann Polen niemals Deutschland befreien, aber Deutschlands Freiheit ist die Befreiung Polens. Was kann nun Deutschland jetzt durch einen Aufstand gewinnen? Wir dürfen uns darüber nicht täuschen. Ich habe bereits gesagt und Ihr habt mir beigestimmt, das deutsche Volk in seiner Gesammtheit, in seiner Mehrheit, ja nur in einer bedeutenden Minderheit ist noch nicht reif für die Freiheit. Es kann daher noch keine Revolution, es kann nur Putsche, nur

Krawalle machen. Der Geiſt iſt da, aber er ſchlummert noch, er muß noch erſt, oder mindeſtens noch mehr geweckt werden. Es fehlen ferner die Führer. Ihr habt es mir ſelbſt eingeräumt. Nennt mir einen einzigen großen Mann, von dem ihr erwarten könntet, daß er ſich an die Spitze der Revolution ſtellen würde. Weiter fehlt noch jene Spitze, von der wir bereits ſprachen. Die Höhe, auf welcher der Abſolutismus angelangt iſt, iſt eine ſchwindelnde, aber ſeine höchſte Spitze hat er noch nicht erreicht. Das deutſche Volk muß noch mehr geknechtet werden, bevor es den Abſolutismus ganz ſtürzen, bevor es ſich ſeine Freiheit dauernd erringen kann. — Ihr ſeht mich erſtaunt an, meine Freunde! Fragt den Polen, ob in ſeinem Vaterlande die Feſſeln der Gewalt, der Rohheit, der Unmenſchlichkeit nicht tiefer in das Fleiſch' des Volkes einſchneiden als in den deutſchen Gauen?

Der Pole nickte ſtumm.

Auch das deutſche Volk muß noch mehr leiden, wenn es ganz frei werden will. Die heilige Allianz und ihre Träger und Diener werden ſchon dafür ſorgen. Dann erſt können wir das erringen, was endlich uns noch fehlt. Ich meine die Einigkeit. Das eben iſt entweder die größte Schmach, oder das größte Unglück des deutſchen Vol-

kes, daß es durch die Intereſſen, den Hader, den Zwieſpalt ſeiner Fürſten ſich ſelbſt in ſo viele Theile und Stücke hat zerreißen laſſen, als es Fürſten und Fürſtengeſchlechter mit verſchiednen Intereſſen in dem armen Vaterlande gab und gibt. Ein deutſches Volk beſteht nur dem Namen nach. Die verſchiednen Stämme ſind nicht mehr Kinder Eines Vaters, Einer Mutter, ſie ſind nicht mehr Bruderſtämme, ſie ſtehen einander gegenüber, wie eine Menge feindlicher oder beſtenfalls gleichgültiger Geſchlechter und ſo lange ein ſolcher Zuſtand beſteht, iſt eine Revolution mit Erfolg in Deutſchland eine Unmöglichkeit. Die Europäiſche Völkerfreiheit kann ohne eine Solidarität der Völker Europa's keinen Beſtand haben. Wie ſollte eine deutſche Freiheit kräftiges Leben gewinnen können, ohne eine Verbindung der deutſchen Stämme? Nun aber ſchaut um Euch in Deutſchland und dann beantwortet Euch ſelbſt die Frage: Wird der Preuße dem Oeſterreicher zu Hülfe eilen, wenn dieſer ſich in Wien ſeine Freiheit erkämpfen will? Wird gegenſeits der Oeſterreicher dem Preußen zu Hülfe nach Berlin ziehen? Wird der Baier dem Sachſen, der Würtemberger dem Hanoveraner, ja nur der Heſſe dem Braunſchweiger helfen, wenn Einer von ihnen ſeine Feſſeln zerbrechen will? Ihr meint vielleicht, es ſei eine ſolche Hülfe auch nicht eben nothwendig,

ſchon jene Solidarität ſei ausreichend, vermöge deren, wenn Ein deutſches Land ſich erhebe, zu gleicher Zeit ſämmtliche übrige Länder Deutſchlands aufſtänden und ihre Freiheit eroberten. Es wäre das in der That zur Noth ausreichend und gerade dieſes iſt es, was wir ſeit Jahren anbahnen und zu erreichen ſtreben. Allein, wie vielfacher Täuſchung geben wir uns dabei hin! Wie weit ſind wir denn mit unſren Beſtrebungen gekommen und wie weit können wir damit kommen? Iſt es überhaupt möglich, dreißig Revolutionen und Revolutiönchen auf einmal zu machen? Iſt dies möglich bei den ſo mannigfach verſchiednen Zuſtänden und Verhältniſſen der Regierenden wie der Regierten? Ihr bringt kaum drei Revolutionen an Einem Tage in Deutſchland fertig und wenn Ihr noch ſo ſchön und glatt Alles organiſirt habt vom Norden zum Süden, vom Oſten zum Weſten. Denkt anſtatt an alles Andre, nur an das Eine, daß zur Revolution mehr als der bloße Wille gehört, ſie zu machen. Es ſind dazu Zeit und Gelegenheit, Gunſt und Verhältniſſe, Glück und Geſchick, ja Wind und Wetter nöthig. Und wenn Ihr nicht einmal drei, geſchweige dreißig Revolutionen in Deutſchland zu gleicher Zeit zu Stande bringen könnt, was wird dann das Loos der fertig gewordnen ſein? — Man wird ſie todtſchlagen! —

Die Fürſten ſind einiger, als die Völker. Und wenn ſie auch bisher Todfeinde, wo es gegen die Völker gilt, da würden ſie zuſammenſtehen wie Ein Mann. Die von der Revolution verſchonten werden den von ihr Betroffnen zu Hülfe eilen und ihr Volk wird mit ihnen ziehen, ehe es ſich beſinnen kann, wohin und gegen wen es zieht. So wird, gerufen oder ungerufen, der deutſche Fürſt für den deutſchen Fürſten, aber der deutſche Bruderſtamm gegen den deutſchen Bruderſtamm kämpfen. Es wird der Bürgerkrieg ſich in Deutſchland erheben, in welchem der eine deutſche Stamm die Freiheit des andren und ſomit ſeine eigene bekämpfen wird, bis zuletzt durch ganz Deutſchland die junge Freiheit wieder vernichtet und das deutſche Volk ſich ſelbſt wieder die Sklaverei erkämpft, mit ſeinem Blute die Sklaverei erkämpft hat. — Das wird das Loos Deutſchlands ſein, wenn Ihr jetzt ſchon deutſche Revolutionen machen wollt. Nein, nein, Ihr müßt warten, bis Eine einzige Revolution in ganz Deutſchland möglich ſein wird und die wird erſt dann möglich ſein, wenn auch das deutſche Volk ſeinen Tyrannen gegenüber feſt wie Ein Mann zuſammengewachſen iſt. Damit das aber geſchehe, muß das deutſche Volk noch ſehr viel und noch ſehr lange gemißhandelt und geknechtet werden. —

Er schwieg. Seine Zuhörer saßen stumm, in ernstem Nachdenken. Seine Worte schienen eine Wahrheit ausgesprochen zu haben, die sie nicht wegleugnen konnten, die einen tiefen Eindruck auf sie machte.

Dorwitz nahm zuerst wieder das Wort: Deine Aussichten sind um so trüber, da sie die deutsche Freiheit fast in die unerreichbare Ferne hinausschieben. Was Du von dem Hindernisse sagst, das in dem Mangel an staatlicher Einheit läge, scheint mir allerdings unwiderleglich zu sein; wenigstens kann ich es für den Augenblick mit Gründen nicht bestreiten. Ich muß vielmehr zugeben, daß unser armes Vaterland dadurch in einer ganz besonders ungünstigen Lage sich befindet. Allein wie soll eben ohne eine Revolution diese staatliche Zersplitterung Deutschlands sich ändern?

Auch ich, erwiederte Schrader, bin darüber nicht im Klaren. Hier indeß verlasse ich mich gerade auf unsere Feinde selbst. Die deutschen Fürsten halten nur zusammen, soweit es gegen die Völker gilt. Im Uebrigen kennt jeder nur zunächst das Interesse seiner Dynastie. Nehmen wir hierzu das Gesetz der Natur, das zu Wasser wie zu Lande, über Fischen, vierfüßigen Thieren und Menschen gilt, nämlich, daß der Größere den Kleineren verschlingt, so

glaube ich, können wir unſren Fürſten ſchon vertrauen, daß ſie in dieſem Punkte möglichſt für unſere Freiheit wirken werden. Hauptſächlich wird freilich immer das gemeinſame Leiden, der gemeinſame Druck zu Einem Volke, zu Einem bewußten Volke uns einigen.

Freunde, ſagte Goltz, ich bin mit Aufmerkſamkeit Euren Reden gefolgt. Sie haben Ein Bedenken in mir zurückgelaſſen. Sie ſcheinen mir in Widerſpruch mit Euren Handlungen zu ſtehen. Wenn Ihr noch keine Revolution wollt, vielleicht in den beiden erſten Menſchenaltern noch nicht, warum arbeitet Ihr denn fortwährend auf die Revolution hin? Warum organiſirt Ihr ſie denn ſchon?

Soll ich Dich, Freund Goltz, an das bibliſche Bild von den klugen und thörichten Jungfrauen erinnern? Wie oft tritt in der Weltgeſchichte plötzlich ein Ereigniß auf, das alle menſchliche Berechnung zu Schanden macht! Auch in Deutſchlands Geſchichte kann es hineinſtürzen. Dürfte es uns unvorbereitet finden? Abgeſehen davon, Eins erreichen wir durch unſre Vorbereitungen und Organiſationen ſicher, daß iſt die immer feſtere und ſtärkere Verbindung des Volks. Und, aufrichtig geſtanden, dies iſt auch nur mein unmittelbares Ziel bei allen meinen Beſtrebungen. Dieſes Ziel iſt aber auch ein überaus wichtiges, das wir in keinem Augenblick

vernachlässigen mögen. Und das gerade, Euer volles Interesse darauf hinzulenken, hat mich bewogen, Euch zu unsrer gegenwärtigen Besprechung zusammenzurufen. Die Elemente, die uns zu Gebote stehen, selbst jene jungen, unpraktischen, mit der Welt und dem Leben noch nicht vertrauten Phantasten, sind für dieses Ziel vortrefflich zu gebrauchen. Sie sind brav und es durchglüht sie ein edles Feuer, das auch das Volk immer mehr beleben und erwärmen wird. Beleben, Bilden und Vorbereiten, das sei unsre Aufgabe.

Und wenn, fragte Valkschewski, nächstens der blutige Schlag der Revolution rund um Euer Deutschland herum erfolgt? Was ist dann Eure Aufgabe? Zusehen? Die Hände in den trägen Schoos legen?

Zusehen, mitfühlen und erstarken!

Traurige Egoisten! Zusehen, wie Eure Brüder zur Schlachtbank geschleppt werden! Eine edle Nation vernichten lassen, um Euch ein Beispiel zu verschaffen, aus dem Ihr eine zweifelhafte Moral zu Eurem eignen Nutzen und Frommen ziehen könnt!

Bruder Pole, es liegt in dem, was ich sagte, etwas sehr niederschlagendes für Dich und Dein armes Volk, werde darum aber nicht ungerecht gegen uns. Betrachte den Lauf der Geschichte. Ueberall wirst Du sehen, daß anscheinend ein Volk zum Mittel für ein anderes hat dienen müssen, aber es war

dies nur scheinbar so. Alle Völker bilden Ein Ganzes. Jedes einzelne Volk ist eben nur ein Theil dieses Ganzen und was es als Opfer darbringt, das bringt es als Opfer dar für das Ganze, mithin auch für sich selbst. In der Weltgeschichte kann kein Volk als Mittel für die Zwecke andrer Völker gedacht werden. Jedes Volk steuert nur zu seinem Theile bei für die Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts. Wenn Polen in dem bevorstehenden Kampfe den Rest seines nationalen Lebens zu Grabe trägen sieht, so geschieht das nicht blos zum Ruhm und Frommen Deutschlands, nicht damit Deutschland allein ein Exempel daran nehme und Kraft daraus schöpfe für seine Befreiung allein, nein, es geschieht, damit auch Polen selbst desto eher und kräftiger zur vollständigen Freiheit und Nationalität wieder erstehe und zwar durch Deutschland. Ja, Ihr werdet unterliegen in dem Kampfe, den Euer wartet, ich fürchte es, ich bin dessen gewiß. Ihr werdet unterliegen gerade durch Deutschlands Ohnmacht, vielleicht gar Verrath, aber Ihr werdet unterliegen, weil es für Euch selbst also nothwendig ist. Und darum kämpfet, kämpfet in Gottes und der Freiheit Namen den furchtbaren Kampf, der Eure Felder düngen wird mit dem Blute Eurer edelsten Männer und Jünglinge.

Wir werden ihn kämpfen.

Und wir werden, sagte Dorwitz, nicht mitkämpfen in den Freiheitskämpfen der Nationen um uns her?

Wir werden nicht kämpfen. Unser Plan sei, uns zurückzuhalten, wenn einzelne Conflicte in unsrem Vaterlande entstehen, selbst das Volk davon zurückzuhalten. Unnützes Blut darf nie vergossen werden, laßt uns in unserer morgenden Versammlung darauf hinarbeiten.

Alles erwogen, bemerkte Goltz, sind wir allerdings zu einem nahe bevorstehenden Kampfe keineswegs gerüstet, und nahe bevorstehend ist eine neue Revolution in Europa, besonders in Frankreich. Jene Hunderttausende, die nach den Mittheilungen unserer phantastischen Freunde kampfbereit in den deutschen Gauen dastehen sollen, möchten im Falle eines wirklichen Kampfes eben so sehr zu kleinen Häuflein zusammenschrumpfen, als diese Häuflein ohne Plan und Führung herumagiren und der guten Sache mehr schaden als nützen würden. Ich stimme deshalb Schraders Ansicht bei.

Desto mehr, sagte Dorwitz, muß es unsre Aufgabe sein, dem Volke tüchtige Führer zu verschaffen, aber woher diese nehmen?

Wir müssen sie, antwortete Schrader, nur

ſuchen und zwar in dem Volke ſelbſt ſuchen und ausbilden. Das gerade iſt ein wichtiger Theil unſres Berufs. Wir, die wir jetzt einen, wenn auch zurückgezogenen Theil der Führer bilden, wie ſind wir zu unſerer Stellung gelangt? Jene Männer ſuchten und fanden und bildeten uns, mit denen wir lange gemeinſam gewirkt haben, deren Loos jetzt leider der Kerker iſt, wenn ihre Gebeine nicht ſchon längſt vermodert ſind, jene Arnſtein, Vorhöff, Horberg. Deutſchland iſt noch immer nicht arm an tüchtigen Kräften. Auch unter den Männern und Jünglingen, die unſre heutige Verſammlung bildeten, wird mancher tüchtige Kopf, mancher kräftig leitende Arm ſein, wenn die Zeit der Gefahr hereinbricht, Wir müſſen ſie nur führen. — Und ſomit, ſchloß er, ſtände in der Hauptſache unſer Beſchluß feſt.

Du nannteſt, nahm Dorwitz das Geſpräch auf, die Namen dreier ſehr-edler Männer. Habt Ihr noch immer über ihr Schickſal nichts gewiſſes erfahren?

Ich weiß gar nichts, ich kenne nur das ſchmachvolle Leben der Frau des armen Horberg.

Die Familie Vorhöffs, erwiederte Baliſchewski, habe ich durch einen Zufall endlich aufgefunden. Sie iſt verſorgt.

Das Schickſal der drei edlen Männer ſelbſt zu er-

mitteln, ſetzte Goltz hinzu, iſt, wie Ihr wißt, meine Aufgabe. Ich werde morgen ausführlichen Bericht erſtatten über die Schritte, die ich gethan habe. Sie ſind leider bisher ohne Erfolg geweſen. Ich habe Vertraute in faſt alle Gefängniſſe und Feſtungen Deutſchlands geſandt, aber es hat ſich keine Spur von ihnen gefunden.

Freilich, bemerkte Schrader, ſolche Männer des Volkes ſind den Tyrannen gefährlicher als Armeen. Man wird Alles aufgeboten haben, ſie auch bis auf ihre Spur für das Volk unſichtbar zu machen, wenn ſie überhaupt noch leben. — Allein, lebt wohl, meine Freunde, bis morgen. Das Gewitter liegt in ſeinen letzten Zügen. Mich lockt die neue Friſche von Baum und Feld ins Freie. Dorwitz wird mich begleiten. Morgen ſehen wir uns wieder. — Doch noch Eins, Freund Goltz, ſorge dafür, daß Dein neuer Beſuch da oben nicht in die Hände von Verfolgern fällt. Auch ich habe eine Ahnung und es iſt mir, als müßte ich ein ganz beſonderes Intereſſe an den Liebesleuten nehmen, denn das werden ſie ja wol ſein. — Lebt wohl.

Er entfernte ſich mit Dorwitz, Baliſchewski begleitete ſie, aber eben nur, um ihnen das Geleite zu geben, und dann zurückzukehren; er hatte ſein Quartier bei ſeinem Freunde Goltz.

Der Hausherr begab sich in sein Wohnzimmer, dessen Fenster auf den Hof führten. Auf diesem war der fremde Postillon beschäftigt, die Pferde vor den Reisewagen zu spannen, mit dem die zuletzt eingetroffnen Gäste angekommen waren. Das Gewitter hatte sich völlig verzogen, der Regen hatte nachgelassen, der Himmel fing bereits an, sich wieder aufzuklären. Der Postillon förderte seine Arbeit nur langsam. Ein junger Mann von hohem, schlanken Wuchse in Reisekleidung, die einen mehr als gewöhnlichen Reisenden ankündigte, kam aus dem Hause zu ihm und schien ihn zur Eile zu ermahnen. Der junge Mann kehrte darauf in das Haus zurück. Dem Hausherrn fiel es auf, daß das Paar, das nach der Erscheinung des jungen Mannes den höheren Ständen angehören mußte, ohne Bedienung reise. Während er darüber nachdachte, trat sein Bedienter in die Stube; das Gesicht des Menschen verrieth einige Bestürzung.

Herr, sagte er, es kommt wieder Militair auf den Hof zugeritten, von mehreren Seiten, am Garten, hinter den Scheunen, vorn am Hauptthore; es ist als wenn sie den ganzen Hof umzingeln wollten.

Wissen es die Fremden? fragte der Hausherr rasch.

Ich glaube es nicht.

Goltz ging in der Stube umher, er schien keinen bestimmten Entschluß fassen zu können.

Unterdeß trat der Fremde mit schnellen Schritten und einer, wenn auch nicht gerade ängstlichen, doch auch nicht unbesorgten Miene in das Zimmer. Er ging sofort auf Goltz zu.

Mein Herr, sagte er, entschuldigen Sie, wenn ich ohne viele Umschweife mich an Sie wende. Ich habe die Ehre, den Herrn dieses Hauses zu begrüßen?

Goltz verbeugte sich stumm, zum Zeichen der Bejahung.

Ich gewahre, fuhr jener fort, in diesem Augenblicke, daß Ihr Haus mit Militair umstellt ist. Der Grund ist mir zwar unbekannt, indeß die Dame, mit der ich reise und ich, sind in einer eigenthümlichen Lage. Ein Zusammentreffen mit dem Militair könnte Unannehmlichkeiten für uns herbeiführen. Darf ich die Bitte an Sie richten, uns, falls es Ihnen möglich ist, einen sichren Zufluchtsort anzuweisen?

Der Entschluß, mit dem der Hausherr vor einigen Augenblicken noch gekämpft haben mochte, schien jetzt auf einmal gefaßt zu sein. Wie mit leichterem Herzen antwortete er: Sein Sie unbesorgt,

Sie sind hier vollkommen sicher vor jeder Entdeckung. Haben Sie nur die Güte, Ihre Dame hierher zu führen, mein Bedienter wird, damit jede Spur Ihres Hierseins beseitigt werde, Ihre Sachen nachtragen.

Aber unser Wagen?

Haben Sie Ihre Sachen noch darin?

Sie sind oben!

So steht der Wagen sicher unter meinem Schutze.

Der Fremde wollte noch eine Bemerkung machen, er schien sich aber plötzlich zu besinnen, daß sie nicht nothwendig sei; er verließ das Zimmer, von dem Bedienten gefolgt. Wenige Minuten nachher trat er an dem Arm seiner Reisegefährtin wieder ein.

War der Fremde ein schöner, junger Mann von feiner und gewandter Weltbildung, so war seine Begleiterin eine nicht minder schöne, junge Frau von hohem Anstande und einer imponirenden Sicherheit in ihrem Benehmen.

Der Hausherr führte sie aus seinem Zimmer in den Saal, in welchem vorher die Versammlung stattgefunden hatte. Hier besann er sich doch eine Welle, einen prüfenden Blick auf das Paar werfend. Es schien, daß er mit sich zu Rathe ging, ob er den wildfremden Menschen, die ihm nicht einmal ihren Namen mitgetheilt hatten, ein für ihn

nicht unwichtiges Geheimniß seines Hauses wirklich anvertrauen solle. Doch mußten die Bedenklichkeiten allmälig gewichen sein, wenigstens theilweise. Er schloß die Tapetenthür, dann die hinter derselben befindliche, eiserne Thür auf und führte seine Gäste in den gewölbten Gang. Weiter aber führte er sie nicht. Sich entschuldigend, daß er ihnen ein besseres Unterkommen nicht anbieten könne, mit der Versicherung aber auch, daß hier jede Gefahr der Entdeckung unmöglich sei, bat er sie, zu harren, bis er wieder zu ihnen kommen werde. Der Bediente brachte die Reisesachen nach; für mögliche Bequemlichkeiten wurde gesorgt. Die Thür hinter sich verschließend, verließ der Hausherr sie sodann, von dem Bedienten begleitet. Er begab sich zurück in sein Wohnzimmer.

Draußen am Hofthor wurde stark gepocht. Gleichzeitig kehrte vom Garten her Balischewski zurück.

Ein Abenteuer! sprach dieser scherzend. Wir sind von allen Seiten durch Militair umstellt.

Ich weiß es bereits. Unsere Freunde? —

Sind in Sicherheit. Ich bin, wie Du weißt, durch meine Pässe stets geschützt. Aber Deine Gäste?

Sie sind gleichfalls in Sicherheit.

Der empfangenen Weisung gemäß, hatte der Bediente das Thor geöffnet und das Militair ein-

gelaſſen. Den commandirenden Offizier führte er auf deſſen Verlangen zu dem Hausherrn.

Es iſt mir leider wol bekannt, mein Herr, empfing Goltz den Eintretenden, daß wir in einem Staate leben, in dem die Freiheit und Unverletzlichkeit des Hauſes eben nicht ſehr geachtet werden. Ich hoffe aber dennoch, Sie werden die Güte haben, ſich über den mindeſtens ſehr ſonderbaren und auffallenden Einfall in meiner Wohnung zu rechtfertigen.

Mein Herr, erwiederte ihm der Offizier nicht ohne Höflichkeit, der Soldat hat nur ſeiner Ordre zu gehorchen. Hier die meinige!

Er händigte dem Hausherrn ein Papier ein. Dieſer las es und, indem er es zurückgab, ſagte er:

Ihr Befehl iſt in der Ordnung. Sie müſſen danach handeln. Gegen Ihren Vorgeſetzten werde ich meine Genugthuung verfolgen. Was iſt Ihr Begehr bei mir?

Mein Herr, ich bin auf der Verfolgung zweier flüchtigen Perſonen begriffen, eines Herrn und einer Dame. Sichrer Nachricht zufolge ſollen ſie bei Ihnen Aufnahme gefunden haben. Ich erſuche Sie, mir die Flüchtigen auszuliefern, widrigenfalls Sie mich in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzen würden, bei Ihnen eine ſtrenge Nachſuchung zu halten.

Mein Herr, erwiederte ihm Goltz, etwas gereizt,

wenn ich Jemanden in meinem Hause Aufnahme und Schutz gewährt habe, so ist es, darauf können Sie sich verlassen, sicherlich im Einklange mit den Gesetzen dieses Landes geschehen, alsdann aber werden Sie einem Ehrenmanne zutrauen, daß er nicht zum Verräther an der Heiligkeit des Gastrechts wird. Thun Sie, was Ihres Amts ist.

Meines Amts? fuhr der Offizier beleidigt auf, aber er mochte in demselben Augenblick einsehen, daß zu der Beleidigung mindestens volle Veranlassung vorlag, meine Pflicht allerdings, fuhr er gemäßigter fort, gebietet mir, zu dem zu schreiten, was ich Ihnen bereits angedroht habe. Vorher gestatten Sie mir indeß, Ihnen einige Bemerkungen zu machen, damit Sie sich überzeugen, daß mein Einschreiten bei Ihnen nicht des nahen, dringenden Grundes entbehrt. Die Personen, die gesucht werden, reisen in einer Chaise mit Extrapostpferden. Man hat ihre Spur bis hieher verfolgt. Vor etwa einer Stunde sind sie bei Ihnen eingekehrt. Nicht blos jene Chaise ist Zeuge, die dort auf dem Hofe steht. Nicht weit von Ihrem Gute liegt die Wohnung eines Ihrer Arbeiter. Die Frau desselben hat selbst versichert, daß sie gesehen habe, wie die Reisenden auf Ihren Hof gefahren sind.

Er schwieg und sah den Hausherrn fragend an.

Erwarten Sie eine Antwort? fragte ihn dieſer.

Sie werden zugeben, daß dieſe Umſtände gegen Sie ſprechen. —

Gegen mich, mein Herr? Sie nehmen einen Ton an, als wenn ich Ihr Inquiſit wäre.

So berechtigen Sie mich wenigſtens zu der Frage, wer in jener Reiſechaiſe zu Ihnen gekommen iſt?

Mein Herr, es gefällt mir Ihnen auf dieſe Frage zu antworten. So erfahren Sie denn, daß in jener Chaiſe ein Beſuch bei mir eingetroffen iſt.

Der Offizier biß ſich ein klein wenig in die Lippen. Er fuhr fort: Noch mehr, mein Herr, dieſelbe Frau theilte mir mit, daß Sie heute Beſuch von mehreren Perſonen erhalten hätten, die verſtohlen durch die Hinterthür bei Ihnen eingekehrt ſind. Es war ſelbſt der Frau auffallend geweſen.

Ich habe Beſuch gehabt, mein Herr; die Frau hat ganz richtig geſehen.

Mein Herr, Sie ſehen, ich bin genau unterrichtet. Ich bitte Sie nochmals, mir ein Durchſuchen zu erſparen, das mir nur unangenehm iſt.

Mein iſt die Schuld nicht.

Sie zwingen mich alſo —!

Ich Sie, mein Herr?!

Ich bedaure, ich muß beginnen.

Sie ſehen, ich bin längſt darauf gefaßt.

Darf ich Sie bitten, mich zu begleiten?

Mein Bedienter wird Sie führen. — Johann, dort an der Wand hängen die Schlüssel. Führe den Herrn Major, wohin er befiehlt.

Der Offizier fuhr wiederum auf, aber wiederum mäßigte er sich. Er entfernte sich mit dem Bedienten.

Goltz, darf ich Dir etwas sagen?

Sprich.

Freund Goltz, sagte der Pole mit seinem schärfsten polnischen Dialekte, wenn Du mich behandelt hättest, wie diesen Offizier da, ich hätte Dir den Degen durch den Leib gerannt.

Freund Balischewski, erwiederte ihm der Andre, hättest Du eine Mission übernommen, wie dieser Offizier da, so hätte ich Dich behandelt wie ihn und Du hättest mir nicht den Degen durch den Leib gerannt.

Freilich, freilich, warum läßt er sich zum Polizeischergen gebrauchen?

Er wird sich auch noch als andrer Scherge gebrauchen lassen. Unsre Fürsten sind im besten Zuge, aus dem Soldaten wieder den alten Söldner zu machen. Indem sie ihm von der einen Seite schmeicheln und ihn mit äußrem Glanze überhäufen, um ihn andrerseits immer mehr zu einer bloßen Maschine für ihre absolutistischen Zwecke zu dressiren, sind sie

zu gerade auf dem Wege, ihn die äußere Ehre mit der wahren, innern Ehre verwechseln zu laſſen und an Stelle der letztren die innere Gemeinheit immer mehr in ihm feſtzuſetzen.

Wie in Rußland. Aber das ruſſiſche Militair ſchlägt ſich tapfer.

Fürchtet Ihr Polen es? -

Nein, bei Gott nicht. Gegen den Enthuſiasmus, gegen den Geiſt hält am Ende keine Maſchine aus.

Wol! Aber ich bitte Dich doch, unſre Soldaten nicht ganz mit den Ruſſiſchen zu verwechſeln. Es beſteht zwiſchen beiden ein ſehr großer Unterſchied. In unſrem Soldaten iſt Geiſt, in dem Ruſſiſchen nicht. In unſrem Soldaten wird er nur gewaltſam zurückgedrängt, unterdrückt. Das wird zu einer Zeit ſich furchtbar rächen, wie jede gewaltſame Unterdrükkung des menſchlichen Geiſtes.

Die Soldaten hatten unterdeß auch das Innere der Gebäude beſetzt, während der Major Zimmer für Zimmer, Gelaß für Gelaß durchſuchte.

Wo haſt Du die Verfolgten untergebracht?

In dem verdeckten Gange. Ich habe ſie jedoch nicht hinausgeführt. Trotz meiner und Schraders Ahnung in Betreff ihrer hielt mich ein gewiſſes Bedenken zurück, das Geheimniß des Hauſes ganz preis zu geben. Sie ſind indeß auf alle Fälle ſicher.

Mein Benehmen gegen den Major hat wenigstens das bewirkt, daß er sich etwas schämte über seinen Auftrag; er wird ihn deshalb, zumal in Gesellschaft des Bedienten, nicht so sehr genau nehmen. Ich bin überzeugt, daß er nicht einmal die Tapetenthür finden wird. Fände er sie aber auch, so gelangt er auf keinen Fall an die richtige, eiserne Thür; mein alter Johann wird ihn durch eine geschickte Wendung in den Keller führen.

Du verläßt Dich so sicher darauf?

Schlimmstenfalls bleibt mir ja noch der Weg von der Ruine her in den Gang, um sie hinauszuführen.

Ich bin beruhigt.

Der Offizier kehrte nach einiger Zeit mit dem Bedienten zurück. Er hatte nichts gefunden und war verdrießlich. Mit kurzen Worten empfahl er sich; bald darauf verließ er mit seiner ganzen Mannschaft den Hof.

Goltz ging, seine Gäste aus ihrem Versteck zu befreien. Er theilte ihnen das Vorgefallene mit und bezeichnete ihnen die Richtung, in welcher das Militair abgezogen. Die Gesichter der beiden Leutchen erheiterten sich.

Unsre Passage ist demnach frei, sagte mit unverkennbarer Herzenserleichterung der junge Mann.

Die Dame stimmte ihm nicht minder freudig bei.

Die Anordnungen zu ihrer Abreise waren bald getroffen. Sie fuhren ab.

Als der Wagen aus dem Schloßthore rollte, brach Baliſchewski, der während der ganzen Zeit nach ihrer Rückkehr aus dem Gange ein tiefes Stillſchweigen beobachtet hatte, in ein faſt boshaftes Gelächter aus.

Freund Goltz, ſagte er, weißt Du, wen Du beherbergt, wen Du gerettet haſt? O, daß Du ſo die Freundſchaft ehren, die Tugend belohnen mußt! Deine Gäſte waren die Frau von Horberg und ihr Buhle zweiter Linie, der Prinz Amberg!

Zum Teufel!

VII.

Das Stilleben.

Vor dem einfachen, ſtillen Landhauſe zeigte ſich ein freundliches und doch ernſtes Bild. In der offnen Laube ſaß ein junges, ſchönes Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau und neben dem Mädchen ein Knabe, ein Kind von kaum fünf Jahren. Der Knabe war friſch, blühend und reizend. Das durch nichts getrübte, das ganze, fröhliche und unendliche Glück des Kindesalters ſprach ſich in ſeinen Geſichtszügen aus, wenn es ihm gelungen war, in der Bilderfibel, in der er ſtudirte, den Namen des Bildes, den ihm die Figur ſchon längſt angezeigt hatte, auch durch Buchſtaben mühſam zuſammenzuſetzen. Das Lernen, wie das ganze Leben, war ihm noch ein heiteres Spiel. Dem jungen Mädchen hätte man es wünſchen mögen, daß das Leben ſtets ein heiteres, glückliches Leben für ſie bleibe, ſo ſchön,

so rein, so unschuldig war das ganze Wesen, aber ein Zug des Kummers in dem jugendlichen Gesichte und die schwarze Trauerkleidung, die sie trug, zeigten, daß der Ernst des Lebens bereits schwer und hart an sie herangetreten war. Es waren unverkennbar wehmüthige Erinnerungen und klagende Gefühle, mit denen ihr schönes Auge in die Natur hinausblickte, die sie umgab.

Diese Natur war eine herrliche. Zwei Reihen hoher Berge bildeten ein enges Thal. Die Berge waren vom Fuße bis zum Scheitel mit dichtem Wald bewachsen, aus dem hin und wieder graue Felsen in wunderlichen Gestalten trotzig hervorragten, bald drohend, als wenn sie sich hinunterstürzen, bald drohend, als wenn sie in den Himmel hineingreifen wollten. Durch die Mitte des Thales wand sich auf buntem Kies ein rasch dahin fließender Bach; sein leises Murmeln verlor sich unter den Erlen und Weiden, die seine Ufer beschatteten. Er entsprang kaum einige hundert Schritte weit aus zahllosen Quellen, dort oben, wo die beiden Reihen der Berge zusammentraten und das Thal schlossen. Sein kurzer Lauf ging mitten durch schmale, grüne Wiesen, die von dem Fuße der Berge an das Thal bildeten. Nur wo das Landhaus stand, hatte die Kunst und der Fleiß der Menschenhände den Wie-

ſenplan verdrängt und einen anmuthigen Garten zu beiden Seiten des klaren Waſſers geſchaffen. Schon einige hundert Schritte unterhalb des Hauſes erreichte er ſein raſches Ziel. Die zwei Reihen der Berge rückten hier näher zuſammen, ihre Seiten und ihre Häupter waren von Wald entblößt, der ſtarre und nackte Felſen trat hervor. Zwiſchen ihnen hindurch floß der Bach, ſich ergießend in einen Fluß, der jenſeits quer an ihnen vorüber ſtrömte, ſo unmittelbar, daß er ihren Fuß umſpülte. Ein hohes, weites Felſenthor verband ſie, gerade oberhalb der Einmündung des Baches in den Fluß. Das Auge, das unter dem Felſenthor hinausblickte, fiel in fernem Hintergrunde auf die Ruinen eines alten Schloſſes.

Alſo in der Mitte dieſes ſchmalen, länglichen Bergkeſſels lag einſam das ſtille Landhaus. Es lag auch in der Mitte des anmuthigen Gartens und war das einzige Gebäude in dem Thale.

In das Thal oder in den Keſſel führte nur ein Fußweg. In der Nähe des Felſenthors hatte die eine Bergreihe einen engen, tiefen Einſchnitt. Durch dieſen lief, von der jenſeits liegenden Landſtraße ausgehend, der Fußſteig den Bach aufwärts, an deſſen linker Seite bis an das Thor des Gartens. Auf der rechten Seite des Baches lag das Haus.

Gleich an dem Thore des Gartens befand sich eine Brücke über den Bach; ein gerader, breiter Fußweg führte von da aus an das Haus; eine weite, offene Laube bedeckte seine ganze Länge. Rosen und Geisblatt durchflochten die Hecken der Laube. Bänke standen zu ihren beiden Seiten. Zwischen den Bänken standen in Töpfen von weißem und bunten Porzellan die schönsten Blumen und Gewächse der Heimath und des Auslandes. Ihr Geruch erfüllte wollüstig die Luft.

In dieser Laube saßen das Mädchen und der Knabe.

Um sie herum war es still und ruhig; kein Laut von außen drang in das schmale, enge Thal, kein Laut in ihr wurde rege. Aber es war nicht die Stille und Ruhe des Grabes, die hier herrschte, es war die feierliche Stille der Morgenandacht, der die ganze Natur in diesem kleinen Umkreise sich hingab. Der Strahl der Morgensonne traf hier nicht auf Tod und Verwesung, er traf überall ein schönes, frisches und kräftiges, aber feierndes Leben.

Auch das Mädchen feierte. Dachte sie auch an Tod und Grab, an Kummer und Sorgen, so standen doch auf der anderen Seite Bilder der Zukunft vor ihrer Seele und wie könnten wol die Bilder der Zukunft eines jungen Mädchens ganz ohne

Freude, ohne die selige Ahnung fröhlicher Lebenslust sein?

Sie hatte schon lange gefeiert und der Knabe hatte schon lange an den Bildern und Buchstaben sich still ergötzt, als ein junger Mann aus dem Hause trat, leisen, langsamen Schrittes, als wenn er die Feier des Morgens nicht unterbrechen oder vielleicht auch die Ruhe eines theuren Wesens im Innern des Hauses nicht stören wolle. Er bot dem Paare einen freundlichen Morgengruß, den das Mädchen mit einer Art dankbarer Verehrung, der Knabe mit einem freien, kindlich derben Handschlage erwiederte. Er sagte dann dem Mädchen, daß er einen Gang außerhalb des Thales zu machen habe und vielleicht vor Mittag nicht, vielleicht aber früher zurückkehren werde. Er verließ den Garten und entfernte sich auf dem Fußpfade nach dem Felsenthore hin.

Das Mädchen überließ sich wieder dem Schaukeln der Gedanken und Träume, der Knabe setzte das Spiel seines Lernens fort.

S, a, r, g, buchstabirte er, Sarg! — Anna, die Großmutter haben sie auch in einen Sarg gelegt?

Ja, mein Kind, antwortete Anna Hammer.

Warum starb die Großmutter?

Alle Menschen müssen sterben!

Warum müſſen alle Menſchen ſterben?

Der liebe Gott hat das ſo beſtimmt!

Auch Anna Hammer mochte, wie mancher Klügere und Weiſere über das den Kindern eigenthümliche Fragen nach dem Warum in Verlegenheit gerathen, ſie hatte wenigſtens nicht auf der Stelle eine Antwort.

Eine blaſſe Frau, gleichfalls in tiefer Trauerkleidung, trat aus dem Hauſe.

Mutter, warum müſſen alle Menſchen ſterben? fragte der Knabe ſie.

Die ſchwergeprüfte Frau hatte wol die Antwort. Damit ſie den Frieden finden, ſagte ſie, den ſie in dieſem Leben vergeblich ſuchen.

Der Knabe verſtand ſie nicht, aber er hatte neuen Stoff für weiteres ſtilles Nachdenken.

Anna, wandte ſich die Frau Vorhöff an ihre Schweſter, ich komme mit einer Bitte zu Dir.

Sprich, liebe Johanna!

Deine Harfe ruhete ſeit dem Tode der armen Mutter, nimm ſie heute wieder zur Hand. Ueberraſche die Prinzeſſin mit einer Deiner herzvollen Phantaſien. Es wird ihr wohlthun und wird auch Dir und mir, uns Allen das Herz wieder leichter machen und die Selige da oben wird ſich ja darüber freuen, wenn uns das Herz wieder leichter wird.

Es wird mir schwer werden, Johanna, aber wenn Du es wünschest, soll es geschehen; ich fürchte nur, daß ich keine andere als schwermüthige Töne dem Instrumente werde entlocken können.

Die Schwermuth, die sich mittheilt, erleichtert das Herz des Mittheilenden und erweitert das des Zuhörenden. — Also heute nach Tisch.

Nach Tisch. —

Eduard Buschby und die Prinzessin Amalie hatten ihre Flucht glücklich bewerkstelligt. Sie fuhren mehrere Tage unter verschiedenen Namen, unter veränderten Verhältnissen in manchem deutschen Lande herum, sie überschritten dann die Niederländische, dann die Französische Grenze und kehrten darauf, als ihre Spur nothwendig gänzlich verloren sein mußte, nach Deutschland zurück. Buschbys Aufgabe gestattete es noch nicht, die Deutschen Lande zu verlassen. Seine Absicht war, hier noch eine Zeitlang einen stillen, verborgenen Aufenthalt zu nehmen. Er fand diesen in dem engen Thale, in dem wir auch die Frau Vorhöff mit ihrem Kinde und ihrer Schwester wiedergefunden haben. Es lag tief im Gebirge in einer wenig bevölkerten, den Reisenden unbekannten Gegend, entfernt und außer allem Verkehr mit dem Staate, dem die Prinzessin angehörte.

Geigenfritz war es, der auf seinen Streifzügen

die unglückliche Frau mit den Ihrigen, in fremdem Lande, ohne Obdach, ohne Freund, ohne Bekannten umher irrend, dem Mangel preis gegeben, getroffen hatte. Der abenteuernde Mensch nahm sich ihrer an. In einem einsamen Dorfe brachte er sie unter, aber bald verließ er sie, da sein unruhiges Leben ihm das längere Verweilen an einem und demselben Orte unmöglich mache. Er versprach, bald zurückzukommen. Nach wenigen Tagen schon erfüllte er sein Versprechen.

Sie, sagte er zu der Frau, führe ich zu einem unbekannten Freunde Ihres Mannes und zu einer hohen Dame, deren Beschützer er ist. Ihr Kind und Ihre Schwester bleiben bei Ihnen. Sind Sie zufrieden?

Die trauernde Frau sprach ihm ihren herzlichsten Dank aus.

Für Sie, junger Mann, sprach er zu Bernhard Hammer, hat der Freund Ihres Schwagers in andrer Weise gesorgt. Dies — er händigte ihm eine bedeutende Geldrolle ein — sendet er Ihnen mit dem Auftrage, sich zu einer Ihnen beliebigen Malerakademie zu begeben und Ihre weitere Ausbildung zu bewirken.

Auch Bernhard Hammer dankte aus dem Innersten seines Herzens.

Man fragte nach dem Namen des unbekannten Wohlthäters, Erretters. Der fremde Abenteurer durfte ihn nicht nennen.

Die Geschwister mußten sich trennen. Es wurde weniger schwer bei der Erleichterung ihrer Lage. Bernhard Hammer reiste zu einer berühmten, deutschen Akademie. Die Frau Vorhöff, Anna und der Knabe folgten dem fremden Mann in das enge Thal mit dem Felsenthore.

Sie werden, sagte er unterwegs zu der Frau, nur den Herrn und die Dame treffen. Den Herrn nennen Sie Herrn Eduard, die Dame Amalie. Sie werden ihre Gesellschafterin und sie wird Ihre Freundin werden. —

Es war ein freundlicher Nachmittag, als er sie durch die tiefe Bergschlucht in das Thal führte. Mit einer begreiflichen Spannung schritt die Frau Vorhöff hinter dem sonderbaren Manne, gefolgt von Anna und dem Kinde, in das stille Thal hinein, an dem sanftmurmelnden Bache hin, in das Gärtchen, durch die Laube, auf das Landhaus zu. Es herrschte überall eine durch keinen Laut unterbrochne Ruhe. Kein lebendes Wesen war zu sehen. In der That war auch zu dieser Zeit, außer den Angekommnen, ein lebendes, menschliches Wesen nicht in dem Thale. Der Garten war verschlossen, eben so

das Haus. Der Geigenfritz führte die Schlüssel bei sich, er schloß die Thüre auf.

Wir sind die ersten hier, sagte er, Ihre neuen Freunde werden nachkommen. Richten Sie sich unterdeß ein.

Er führte sie durch die Gemächer das Hauses, für ihre Einrichtung seine Anweisungen, mehr in Form eines Raths, ertheilend.

Dieses Zimmer, sagte er, das freundlichste im Hause bezeichnend, wird das Wohnzimmer der Dame werden. In diesem Zimmer wird die Dame schlafen; es wird zugleich Ihr Schlafzimmer sein, Frau Vorhöff; die Dame wünscht es mit Ihnen zu theilen. Hier gleich neben an wird Anna mit dem Kinde schlafen. Auf der andren Seite des Flurs nach hinten hinaus wird das Schlafzimmer des Herrn sein. Der Salon vorn wird das Gesellschafts- oder, wenn Sie wollen, das Familienzimmer sein.

Der Mann sprach und ordnete an, als wenn er nicht ein Vagabond, sondern der Haushofmeister in einem vornehmen Hause gewesen wäre.

Mit bequemen, zum Theil eleganten Möbeln war das Haus bereits versehen. Eine Dienerin traf wenige Augenblicke nach den Angekommnen ein, ein flinkes, bescheidnes Mädchen, die den Geigenfritz mit großer Achtung, fast mit Verehrung behandelte.

Mit ihrer Hülfe traf die Frau Vorhöff die von dem Geigenfritz angeordneten Einrichtungen. Auch Anna und der Knabe halfen.

Sie waren damit fertig, als, von Geigenfritz geführt, Eduard Buschby und an seiner Hand die Prinzessin Amalie ihren neuen Aufenthaltsort betraten.

Es lag eine zarte Aufmerksamkeit darin, sowol für die Prinzessin als für die Frau Vorhöff, daß er zuerst die Letztere begrüßte und Beide einander Freundinnen zu sein bat und daß er erst dann die Prinzessin in dem Hause und dem Garten und der Umgegend umherführte.

Schon nach wenigen Tagen war es, als wenn nur Eine Familie von Geschwistern das enge Thal bewohne. Das Leben, das sie führten, war ganz das Leben liebender, freundlicher Geschwister, unter denen eins durch Höhe der Bildung und Tiefe des Gemüths unbewußt den Vorrang vor den übrigen einnimmt; hier war es die Prinzessin, deren Rang die beiden Schwestern nicht kannten.

Am frühsten waren des Morgens Anna und der Knabe wach. Die erquickende Morgensonne fand sie regelmäßig in der Laube vor dem Hause. Dann kam der Herr Eduard und setzte sich zu ihnen oder machte, manchmal die Begleitung der Beiden, kleine Streifzüge durch das Thal und seine Berge. Spä-

ter gesellte sich zu ihnen die Frau Vorhöff, aber nur auf kürzere Zeit, denn bald kehrte sie zurück, um ihrer Freundin den ersten Morgengruß zu bringen. Die Prinzessin, wie viele Mühe sie sich auch gab, konnte die aristokratischen Gewohnheiten des Hoflebens noch nicht ganz von sich abstreifen. Sie war die letzte, die in dem Morgenkreise erschien.

Bei der warmen und klaren Witterung wurde das Frühstück in der Laube eingenommen. Später machte die Dame ihre kurze Toilette, und Spaziergänge, Vorlesen, Erzählen, Musik, die Herr Eduard und die Prinzessin gemeinschaftlich machten, füllten die Zeit aus, bis nach aristokratischer Weise die fünfte Nachmittagsstunde sie am gemeinsamen Mittagstische vereinigte. Plaudern, Erzählen, Spaziergang und Musik war auch nach Tisch wieder ihre Beschäftigung.

Das Leben war einfach, aber unter liebenden Geschwistern und Freunden ist das einfachste Leben das schönste, das süßeste. —

Die Frau Vorhöff war in das Haus zurückgegangen. Anna Hammer verfiel wieder in ihre Träumereien. Jemand klopfte sie leise auf die Schulter. Sie sah auf; der Geigenfritz stand hinter ihr. Die lange, täppische Figur hatte sich wie gewöhnlich unbemerkt herangeschlichen.

Wieder in Träumen, Fräuleinchen? fragte er gutmüthig scherzend.

Sie lächelte ihm mit schmerzlicher Freundlichkeit zu.

Aus den Träumen wird bald Ernst werden, fuhr er fort, Bedeutung in seine Worte hineinlegend.

Prophezeihst Du wieder, Geigenfritz? fragte das Mädchen.

Der lange Mann hatte sich nicht eher zufrieden gegeben, als bis die sämmtlichen Bewohner des Thals ihn Du und Geigenfritz nannten; auch das Hausmädchen mußten ihn so nennen. Freilich wußte Niemand, ob er einen andren Namen führe.

Herr Eduard hat wol geplaudert, erwiederte er lachend auf die Frage des Mädchens, aber glauben Sie mir ernstlich, mein kleines, schmuckes Fräulein, Sie werden bald nicht viel Zeit mehr zum Träumen behalten. Wenn mich nicht alles trügt, so gibt es bald ein Stückchen Arbeit für Sie. Indessen das wird sich schon finden, wenn es Zeit ist. — Ist Herr Eduard zu Hause?

Er ist schon vor einer Weile fortgegangen.

Wohin?

Aus dem Thale; wohin weiter, weiß ich nicht.

Und wann kehrt er zurück?

Vielleicht erst zur Mittagszeit.

In den harten Zügen des Mannes wurde einige

Unruhe bemerkbar. Nach einer Weile ging er, ohne etwas weiter geſprochen zu haben. Es war ſeine Art ſo.

Er war kaum verſchwunden, als die Prinzeſſin mit der Frau Vorhöff zum Frühſtücken kam. Eine freundliche Hoheit umfloß das ſanfte Weſen. Unwillkürlich mußte ihr Jeder huldigen. Anna ſtand auf, ging ihr entgegen und küßte ihr die Hand. Auch der Knabe bot ihr mit ehrfurchtsvollem Handkuß einen guten Morgen. Sie küßte ihn auf die Wange.

Wo iſt unſer Freund Eduard? fragte die Prinzeſſin. Er fehlt gegen ſeine Gewohnheit.

Er hat ſchon frühzeitig das Thal verlaſſen, berichtete Anna.

Die Prinzeſſin erröthete plötzlich; ſie fragte nicht weiter nach ihm. Sie ſah ſchweigend in die Berge, dann über die waldigen Höhen hinweg in den tiefblauen Himmel. Mancherlei Erinnerungen und Gedanken ſchienen ſie zu beſchäftigen. Bald entriß ſie ſich ihnen jedoch, vielleicht etwas gewaltſam.

Mein lieber Paul, fragte ſie den Knaben, hat Dir Anna heute ſchon ein Märchen erzählt?

Ein Märchen nicht, aber eine Sage, antwortete das Kind.

Und welcher Unterschied, mein kluger Mann, ist zwischen einem Märchen und einer Sage?

Anna sagt, sie seien zwei Geschwister.

Wol, aber wer ist denn der Bruder und wer die Schwester? Wodurch unterscheiden sie sich?

Der Knabe sah fragend die kleine Anna an. Diese wieder blickte halb fragend, halb Muth zunickend, den Knaben an, aber er blieb die Antwort schuldig.

Anna mußte sie für ihn übernehmen. Das Märchen, habe ich Dir gesagt, sei überall zu Hause, überall, wo man es artigen Kindern erzähle, habe es sich zugetragen; die Sage aber —

Die Sage aber, fiel der Knabe ein, sich jetzt wieder, wenn auch nicht ganz genau erinnernd, komme nur aus den alten Schlössern und Felsen und finstern Schluchten.

So ungefähr, setzte Anna mit einiger Verlegenheit hinzu.

Ich sehe, sagte die Prinzessin freundlich zu dem Mädchen, Du bist eine kleine Gelehrte. Wer aber von den beiden Geschwistern ist denn nun nach Deinem weisen Bedünken der Bruder und wer die Schwester? Ich frage natürlich nicht aus der Grammatik.

Ich würde, entgegnete Anna, auch abgesehen von der Grammatik, die Sage für die Schwester und

das Märchen für den Bruder halten, denn während die Sage still und eingezogen an dem Orte festhält, dem sie angehört, springt das Märchen eben kühn und wild durch die ganze Welt und ist hier zu Hause und dort und überall.

Das ist nicht ohne Scharfsinn, bemerkte die Prinzessin, aber Du wirst dagegen zugeben, daß das Märchen zarter und duftiger, weiblicher, mädchenhafter ist als die Sage, die Dich entweder schauerlich oder gar blutig, oder aber etwas keck und frivol ansieht, so daß Du immer meinst, das Bild eines derben oder wilden Burschen vor Dir zu haben.

Nicht immer möchte es der Fall sein, antwortete Anna, ich kenne Sagen so anmuthig und duftig, wie die zarteste Mädchennatur.

Allerliebst, da wirst Du nächstens, wenn Du die Freundlichkeit hast, sie zu erzählen, an Paul und mir zwei aufmerksame Zuhörer haben. Aber heute, lieber Paul, werde ich Dich bitten, die Sage der Tante Anna mir wieder zu erzählen.

Die Sage, fing der Knabe sofort an zu erzählen, war von der weißen und schwarzen Frau. Beide Frauen wohnen in den Schlössern der Könige. Die weiße Frau ist schneeweiß vom Kopfe bis zu den Füßen. Man sieht sie nicht immer, und wo sie dann ist, wenn man sie nicht sieht, das weiß Nie-

wand. Anna meint, sie müsse dann wol in ihrem Sarge sein, und daraus kommt sie nur hervor, wenn ein König oder ein Königskind bald sterben muß, dann geht sie in den langen, dunklen Gängen in den Königsschlössern um, aber ganz still, man hört sie nicht, darauf muß dann jedesmal ein König oder ein Königskind sterben.

Und die schwarze Frau? fragte die Prinzessin.

Die schwarze Frau, fuhr der Knabe fort, ist ganz schwarz, auch vom Kopfe bis zum Füßen. Auch ihr Gesicht — doch nein — Tante Anna, ich habe es vergessen, wie ist denn das Gesicht der schwarzen Frau?

Vor dem Gesicht, belehrte ihn Tante Anna, trägt sie einen dichten schwarzen Schleier.

Richtig! Aber in dem Schleier und in ihrem schwarzen Kleide und auch an ihren Händen und Füßen sind dunkle Blutflecke. Sie wohnt in den Schlössern der Könige, wie die weiße Frau. Man sieht sie aber nur in den Schlössern der bösen Könige. Die Könige können auch böse sein, sehr böse, sagt Anna.

Sie hat leider sehr Recht! sagte mit einem schweren Seufzer die Prinzessin.

Und sie können viele Sünden begehen und viele Menschen unglücklich machen, setzte der Knabe ver-

flüsternd hinzu. — Wenn man die schwarze Frau nicht sieht, fuhr er darauf fort, so wohnt sie unter den Schlössern tief, tief unter der Erde, da wird sie von guten Engeln festgehalten, aber wenn ein böser König kommt, dann verhüllen die guten Engel weinend die Gesichter und dann steigt die schwarze Frau mit den Blutflecken aus der Erde herauf und kommt in das Schloß hinein und setzt sich dicht, ganz dicht hinter den König, und da kann man sie sehen, da sitzt sie Tag und Nacht bei ihm, und sagt ihm böse, schwarze Sachen in das Ohr, daß er oft selbst ineinanderschrickt, besonders des Nachts, wenn er ganz allein mit ihr ist, und wenn sie an seinem Bette sitzt. Das ist eine sehr böse Frau, die schwarze Frau, sagt Anna. Wenn sie einmal zu einem Könige heraufgekommen ist, dann läßt sie nicht wieder von ihm, bis er sterben muß. Manchmal schlägt sie sogar selbst ihm den Kopf ab. Wenn er aber gestorben ist, dann nimmt sie ihn mit sich, tief unter das Schloß, wo sie ihr blutiges Lager hat und da peinigt und quält sie ihn.

Der Knabe endigte seine Sage.

Die Strahlen der Sonne fielen senkrechter und heißer, als Herr Eduard zurückkehrte. Die Prinzessin sah ihm mit einer verschämten Neugierde entge-

gen. Er verstand ihren Blick und sie verstand die Antwort seiner Augen.

Ich bitte die Damen, sagte er dann, Ihrer Toilette heute eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Wir werden Besuch in der Nachbarschaft machen.

Die Prinzessin und die Frau Vorhöff entfernten sich in's Haus. Eduard Buschby ging in einer freudigen Unruhe an dem Ufer des Baches auf und ab.

Geigenfritz kam wieder in den Garten. Er ging sofort auf Buschby zu.

Herr, sagte er, ich habe Ihnen eine etwas beunruhigende Nachricht mitzutheilen.

Heute? Gerade heute?

Der Oberst Reuter ist in der Nähe.

Der junge Mann erblaßte; die Freude wich nun seiner Unruhe. Hast Du selbst ihn gesehen? fragte er.

In dem Städtchen, drei Meilen von hier. Er hat dort übernachtet.

Ist er allein?

Allein, nur mit Kutscher und Diener. Er kommt aus der Residenz, hörte ich. Wohin er will, konnte ich nicht erfahren.

Ist er schon wieder abgereist?

Ich verließ das Städtchen früh, bei Sonnenaufgang. Es hieß, er werde vor zehn Uhr die Abreise nicht antreten.

Es ist jetzt — ?

Bald eilf Uhr.

Buschby fing an, sich allmälig zu beruhigen. Im Grunde, sagte er, ist es thöricht, an die Nähe dieses Mannes Besorgnisse zu knüpfen. Er ist mir nie feindlich gesinnt gewesen. Im Gegentheile, er hat mir stets ein gewisses Wohlwollen gezeigt.

Trauen Sie ihm nicht, denken Sie nur an sein Verhältniß zu dem Erbprinzen.

Dagegen hat er unzweifelhaft mit meinem Vater in näherer Verbindung gestanden.

Vielleicht als sein Verräther.

Ich mag ohne Beweise Niemanden für schlecht halten.

Wie wollen Sie einem Menschen etwas beweisen können, von dessen ganzem Treiben Niemand auch nur das Geringste weiß?

Buschby lachte. Was wissen denn die Menschen von Deinem Treiben, Freund Geigenfritz?

Das ist etwas Andres. Sie kennen mich und trauen mir. Das ist genug. Mögen die Andren mich halten, wofür sie wollen, ich verdenke es ihnen nicht und kann es ihnen auch nicht verdenken.

Du hast Recht, fuhr Buschby ernsthafter fort; Ich finde zwar, wie gesagt, keinen Grund zu einer Besorgniß, indeß wollen wir auf unsrer Hut sein,

als wenn Gefahr da wäre. Gegen einen Ueberfall, wenn er uns nicht gar zu sehr überrascht, sind wir geschützt. Vor der Ueberraschung wirst Du uns schützen.

Ich werde heute von meiner Warte da oben nicht weichen.

Er zeigte nach einer der höchsten Stellen der das Thal umfassenden Berge und fuhr fort: Ich übersehe dort in ziemlicher Weite die Gegend nach drei Seiten hin. In der vierten befindet sich unsere Schlucht. — Wenn Sie mich nöthig haben, pfeifen Sie, wie gewöhnlich.

Er ging.

Buschby setzte seinen Spaziergang fort; seine Unruhe wurde nach und nach wieder eine freudige.

Die Prinzessin kehrte angekleidet aus dem Hause zurück. Sie trug nur Eine Farbe, das Weiß der Lilie, der Unschuld, der Jungfräulichkeit. Die Farbe hob wunderbar ihre stille, hohe Schönheit, die auch die Schönheit der Unschuld und Jungfräulichkeit war, rein und weiß wie diese, durchwebt nur von dem feinsten Geäder der jungen Rose.

Sie legte sich mit dem Erröthen des Glückes und der Freude in seine Arme. Auch er fühlte sich glücklicher bewegt, aber das eigene Glück machte ihn mißtrauisch.

Amalie, fragte er, thuſt Du den Schritt ohne Zagen, ohne beſorglichen Blick in die Zukunft?

Sie nahm ſeine Hand und legte ſie auf ihr Herz. Mag das freudige Klopfen meines Herzens Dir antworten.

Du trittſt aus der Sorgloſigkeit und Bequemlichkeit des Lebens in ſeine Sorge und Unruhe. Noch weiß ich nicht, welches mein nächſtes Schickſal ſein wird, wann meine Aufgabe in Europa wird erfüllt ſein, wann ich die Mutter wieder ſehe und Dich zu ihr werde führen können.

Ich weiß das Alles, Du haſt es mir offen mitgetheilt, ich gebe aber auch heute nur die Eine Antwort darauf: Dein Glück iſt mein Glück, Deine Unruhe, Deine Sorge iſt meine Unruhe, meine Sorge.

Es wird, fuhr er fort, ein trauriges, ein eintöniges Leben ſein, das in dem fernen Welttheile meiner und der armen Mutter und alſo auch Deiner wartet, wenn ich zurückkehren muß, ohne meinen Zweck erreicht zu haben.

Dann wird meine Aufgabe beginnen, Dir das ſorgenvolle Leben zu erheitern und die letzten Tage Deiner, meiner Mutter zu verſüßen.

Und von welcher Höhe ſteigſt Du herab? Von der ſeltenen Höhe des Ranges, der Pracht, des

Glanzes, des Stolzes, steigst Du herunter in die Mitte des gewöhnlichen, des mittelmäßigen Lebens, das Dir keine Pracht, keinen Stolz, keinen Stand zu bieten hat.

Mein Freund, Du hast das wahre Wort gesprochen. Wol stand ich bisher auf einer Höhe, aber es war wahrlich nicht die Höhe des Lebens. Ich stand außerhalb des Lebens und Du wirst mich in das Leben einführen, in die wahre Mitte des wahren Lebens, Du hast es richtig ausgesprochen. Durch Dich habe ich ja zuerst das Leben kennen gelernt, durch Dich soll ich mit ihm ganz verbunden werden, enger, fester und für alle Zeit. Das ist mein Glück, das wird fortan meine Pracht, mein Stolz sein.

Sie setzte sich mit ihm auf eine einfache Bank, von rohen Baumästen gezimmert; ein blühender Fliederbaum breitete seine schattigen Zweige über sie aus. Die Erlen an dem Ufer des Baches öffneten sich hier und gewährten ihnen den Blick auf das sanft über bunte Kiesel dahin rieselnde Wasser. Der Berg vor ihnen mit seinem dichten Walde ruhete schweigend in der Sonne der herannahenden Mittagstunde.

Die Hände des schönen, glücklichen Paars waren innig vereinigt, wie ihre Herzen. Sie überließen

sich ihren seligen Gefühlen, den Bildern der Vergangenheit und der Zukunft.

Die Prinzessin knüpfte nach einer Weile den Faden des Gesprächs wieder an. Das Unglück der Fürsten ist, sagte sie, daß man sie von den Menschen, von dem Leben entfernt hält. Ich sah nur Hofdamen und Hofherren, Menschen sah ich nicht, mit dem Leben der Menschen kam ich nicht in Berührung. Von meinen leidenden, früh von mir fortgerissenen Eltern wurde ich entfernt gehalten. Du warst der erste Mensch, mit dem ich ein Wort sprechen, einen Blick wechseln konnte. Dein Herz war das erste menschliche Herz, in das mein Geist hineinschaute. Darum schlug auch mein Herz dem Deinigen bald entgegen. Immer Uniformen und Roben gegenüber, unter denen nur Drathmaschinen klapperten, aber keine Herzen schlugen, konnte auch ich ja nur kalt und gefühllos bleiben. Da kamst Du mit dem freien, frischen Wesen und dem freien, frischen Herzen aus der großen Natur eines freien Landes. Du lehrtest mich das Leben der Menschen kennen, denn Du kanntest das Leben und warst selbst Mensch. Durch Dich erfuhr ich, was das Leiden der Armuth, was der Jammer des Verfolgten, was das Elend eines seiner Freiheit beraubten, unterdrückten Volkes ist. Wie hätte ich nicht immer

mehr Dein werden ſollen? — Du lehrteſt mich die Freiheit und ich wurde Deine Sklavin, ſetzte ſie lächelnd hinzu mit einem Drucke der zarten Hand.

Meine Herrin! verbeſſerte er, indem er die Hand küßte.

Eine freundliche Erinnerung war in ihrem Gedächtniſſe aufgetaucht. Meine Abgeſchiedenheit von der Welt, fuhr ſie fort, war zuweilen lächerlich und doch war ſie ſo langweilig und ſo betrübend. Niemals hatte mein Fuß die Straßen der Reſidenz betreten dürfen. Nur zu beſtimmten Stunden durfte ich durch die mir allemal beſtimmten Straßen ſpazieren fahren, in der ſteifen Staatscarroſſe, neben mir die ſteife Oberhofmeiſterin, die ſteifen Kutſcher und Bedienten auf den Pferden und vorn und hinten auf dem Wagen. Wir beneideten die glücklichen, fröhlichen Spaziergänger in dem lebendig tummelnden Gewühle auf der Straße, in dem friſchen, klaren Sonnenſchein. Eines Tages überfiel mich eine unendliche Sehnſucht, mich unter ſie zu miſchen. Meine Fenſter führten grade auf die Brücke über dem breiten, ſchönen Strom. Es war ein ſonniger Sonntagmorgen. Tauſende von Menſchen wogten in bunter Miſchung, ſtill und beglückt, auf der Brücke hin und her. Ich konnte es nicht mehr aushalten in meinem hohen, kalten, einſamen Zimmer, an

meinem verschlossenen Fenster. Ich rief meine Gesellschafterin.

Lassen Sie uns Hut und Shawl nehmen und spazieren gehen.

Ich war damals ein Kind von vierzehn Jahren.

Die Hofdame sah mich verwundert an. Wohin, Hoheit? fragte sie.

Auf die Brücke, unter die Menschen!

Sie erschrack. Ich weiß nicht, ob es gestattet sein wird, sagte sie.

Wer wird es mir verbieten?

Die Hofetikette! Ich glaube nicht, daß die Prinzessinnen des Hauses sich unter das Volk auf der Straße mischen dürfen.

Das Volk! so sprechen Sie immer, als wenn das Volk ein pestartiger Auswurf wäre.

Aber auf die Brücke darf ich doch! erwiederte ich mit vielleicht etwas kindischem Trotze.

Das dürfte sich gleich bleiben. Indeß, ich werde die Oberhofmeisterin fragen.

Sie ging und fragte die Oberhofmeisterin. Die Oberhofmeisterin meinte, der Fall sei ihr noch nicht vorgekommen, daß eine Prinzessin auf der Brücke spazieren gehen wollte; sie müsse den Hofmarschall fragen. Sie fragte dem Hofmarschall. Auch dem Hofmarschall war der Fall noch nicht vorgekommen;

er müsse sich nähere Auskunft verschaffen. Er schlug die Bücher aus dem schwierigen Gebiete der Hofetikette, die Annalen des Hoflebens auf. Es stand kein Fall darin, daß eine Prinzessin auf der Brücke spazieren gegangen wäre. Er rief den Staatsrath über die Sache zusammen, denn er war ein ängstlicher Mann und wollte mir nur ungern den bestimmt ausgesprochenen Wunsch abschlagen. Der Staatsrath entschied, da der Fall noch nicht vorgekommen, so dürfe ich auf der Brücke nicht spazieren gehen. Dem Großvater meinen Wunsch vorzutragen, nachdem der Staatsrath entschieden hatte, war vergeblich. Noch an manchem sonnigen Sonntagmorgen mußte ich sehnsüchtig hinter dem einsamen, verschlossenen Fenster das fröhliche Wogen und Treiben des „Volkes" auf der schönen Brücke ansehen. Nach zwei Jahren kam der König von — zum Besuch, ein freundlicher, jovialer, alter Mann, ein Feind der Etikette. Er fand Gefallen an mir und verplauderte gern ein Stündchen in meinem Zimmer. Es war wieder ein warmer, schöner Sonntagmorgen, als er bei mir am Fenster stand. Meine Sehnsucht erwachte wieder lebendig in mir. Ich erzählte ihm meinen Wunsch und dessen Geschichte. Er lachte herzlich.

Nehmen Sie Hut und Shawl, sagte er, und Ihr Wunsch soll auf der Stelle erfüllt werden. Ich

mache alles gut bei der Oberhofmeisterin, beim Hofmarschall, beim Staatsrathe u. s. w.

Ich nahm Hut und Shawl und ging an seinem Arme aus dem Schlosse, auf die Brücke. Es war das erste Mal, daß mein Fuß die Steine betrat, es war das erste Mal, daß ich unter Menschen, unter meines Gleichen, daß ich fröhlich unter Fröhlichen, daß ich unter dem „Volke" war! Es war das erste Mal, daß ich glücklich war. Ich war es nicht wieder, bis ich es an Deinem Herzen wurde. Der König reisete ab und nie wieder hat mein Fuß die Straße, die Brücke betreten.

Du sollst fortan, sprach der Glückliche zu ihrer Seite, unter Menschen, unter liebenden Menschen bleiben. Du sollst im Leben bleiben, möge es Dir nur immer ein glückliches bleiben.

An Deiner Seite wird das Leben stets ein Glück für mich sein.

Auch ich hoffe, daß das Glück sich an unser Leben fesseln werde. Und hat unsere Hoffnung nicht eine hohe Berechtigung, wenn ich das Eigenthümliche unserer Verbindung ins Auge fasse? Du die Tochter des Throns, vielleicht selbst für einen Thron bestimmt, steigst freiwillig herein in die Hütte des Unterthanen! Du reichst Deine Hand dem Sohne dessen, der den Thron Deiner Väter angreifen wollte.

Das Schickſal iſt oft bizarr. Gewöhnlich iſt ſein Eigenſinn ein ſchneidender, zerſtörender. Uns gegenüber zeigt er ſich milde verſöhnend. Sollte uns das nicht als eine günſtige Vorbedeutung erſcheinen?

Gewiß ſoll es das! antwortete die Prinzeſſin. Freundlich bittend fügte ſie hinzu: Du verſprachſt, Dein und Deines Vaters Geſchick mir in einer ſchönen Stunde mitzutheilen. Darf ich in dieſer Stunde Dich darum bitten?

Es ſei! ſagte er nach kurzem Nachſinnen. Es darf ja doch nichts Fremdes mehr zwiſchen uns beſtehen. — Du kennſt den Namen meiner Familie. Meine Eltern hatte ihr Stand und Reichthum früh an den Hof Deines Großvaters gebracht. Mein Vater hatte dort die Aufmerkſamkeit des Monarchen auf ſich gelenkt durch ein gewiſſes philoſophiſches, ſchwärmeriſches Weſen, das ihm in ſeinen jüngeren Jahren eigen war und das Deinen Großvater feſſelte. Mein Vater, wiewol bedeutend jünger, fühlte ſich durch das einfache und gerade Weſen des Monarchen angezogen. Es entſtand eine Art von Freundſchaft unter ihnen, freilich wie ſie bei ſolchen Verſchiedenheiten des Alters, des Temperaments, der Lebensanſchauungen und beſonders der Lebensſtellung entſtehen und beſtehen konnte. Der Monarch hörte den Unterthan mit um ſo mehr Theilnahme

über Völkerglück und Herrschertugenden, selbst nach und nach über Volksfreiheit und Regentenpflichten „liebenswürdig schwärmen", wie man es nannte, als ihm dergleichen Schwärmereien aus dem Mund eines aristokratischen Grafen doppelt neu und daher doppelt interessant waren. Ein freies und einiges deutsches Volk! das war von früher Knabenzeit an nicht blos die Schwärmerei meines Vaters gewesen, es war der Traum des Knaben, das Leben des Jünglings, das Wirken und die Kraft des Mannes. Für dieses Ziel lebte er, für dieses Ziel wollte er sterben, wenn es durch seinen Tod erreicht werden könnte. Sein Streben war zunächst, Deinen Großvater dafür zu gewinnen. Dessen einflußreiche Stellung unter den deutschen Fürsten sollte die Erfüllung der Versprechungen vermitteln, die von diesen Fürsten in den Zeiten der Noth und Gefahr den Völkern fest und feierlich gegeben worden, deren Verwirklichung aber eben so vergeblich erwartet wurde, als die Versprechungen fest und feierlich gewesen waren. Die tägliche „Schwärmerei" meines Vaters konnte ihre Wirkung auf die gesunde Einsicht Deines Großvaters nicht verfehlen. Sein rechtschaffner Sinn, sein redlicher Wille schloß sich an seine Ueberzeugung an. Was der Monarch bisher Schwärmerei genannt hatte, erschien ihm bald

im Gewande einer hohen Wahrheit; was er als eine philosophische Träumerei angesehen hatte, stellte sich ihm im Lichte der Erfüllung einer heiligen Pflicht gegen sein Volk und zugleich gegen das ganze deutsche Volk dar. Schon fing er an, seine Räthe zu entsprechenden Handlungen aufzufordern. Da fing die Camarilla an sich zu rühren. Hatte sie bisher mitleidig, verächtlich den Bestrebungen meines Vaters keine Beachtung geschenkt, so war er ihr jetzt plötzlich desto gefährlicher und mithin desto verhaßter geworden. Aristokratie, Bureaukratie, Priesterthum, Alles vereinigte sich zu einem furchtbaren Kampfe gegen meinen Vater; sie siegten. Erlaß mir das Einzelne. Wo hat eine mächtige Camarilla, wenn sie das Volk unterjochen will, nicht gesiegt? Es fiel eine scharftrennende Scheidewand zwischen den Monarchen und meinen Vater. Es war der Verläumdung leicht, den für das Wohl und die Freiheit des Volkes begeisterten Mann dem auf dem Isolirschemel des Thrones sitzenden Fürsten als einen Verschwörer gegen die Throne, als einen Wühler, als das Haupt einer im Finstern schleichenden Umsturzpartei, und wie die Schlagwörter weiter lauten, darzustellen. Mein Vater wurde vom Hofe verbannt. Seiner engen Verbindung mit dem Regenten hatte er zu verdanken, daß man ihm nicht den Prozeß

machte als Hochverräther, ihm, der nichts gethan hatte, als den Sinn und den Willen für Recht und Ehre in dem Fürsten zu wecken. Er verbannte sich selbst aus dem Lande, aber aus seinem Herzen konnte er die Liebe zu dem deutschen Vaterlande nicht verbannen.

In den deutschen Landen schlugen noch mehr Herzen für das Wohl des Vaterlandes. Mit ihnen vereinigte sich auch mein Vater! Sie stifteten einen weitverzweigten Bund zur Einigung und Befreiung Deutschlands von den schmachvollen Ketten der Tyrannei, zur Geltendmachung der feierlich versprochenen und verbrieften Rechte des Volkes. Der Bund wurde entdeckt von den Knechten der Fürsten! Tausende edler deutscher Männer und Jünglinge wurden in Kerker und Banden geworfen. Die Forderung der Rechte des Volkes wurde Rebellion, wurde Hochverrath genannt. Riesenprozesse wurden eingeleitet, Verurtheilungen zum Tode oder zu lebenswieriger Gefängnißhaft waren das Loos vieler, sehr vieler.

Und Dein Vater?

Die Gerichte Deines Großvaters verurtheilten ihn zum Tode.

Und weiter?

Du wagst das Wort Vollstreckung, Hinrichtung, nicht auszusprechen! Ich kann es nicht aussprechen.

Ob das Urtheil bestätigt, ob es vollzogen ist oder nicht, — wir wissen es nicht. Das führte mich unter fremdem Namen an den Hof Deines Großvaters, die furchtbare Ungewißheit über das Schicksal des theuren Vaters, des heißgeliebten Gatten; das glühende Verlangen des Sohnes, der Gattin, sein Schicksal zu erfahren.

Was hast Du erfahren?

Nichts!

Nach einer Pause fuhr er fort: Ich hatte schon früh das elterliche Haus verlassen. Es war vielleicht eine Eigenthümlichkeit meines Vaters, daß er nicht wollte, ich solle eine unfreie, deutsche Luft athmen und daß er mich daher schon in meinem zarten Alter in eine Erziehungsanstalt nach Genf schickte.

Dort mußte ich bis zu meinem achtzehnten Jahre bleiben; dann mußte ich durch Europa reisen, ohne jedoch Deutschland und Rußland berühren zu dürfen. Als ich zwanzig Jahre alt war, trat ich eine Reise nach Afrika und Amerika an. Nach dem Willen meines Vaters, dem meine Wünsche entgegenkamen, sollte sie ununterbrochen vier Jahre dauern. Ich war Herr über meinen Reiseplan; ich konnte Nachricht von mir geben, wann und wo ich wollte! Dagegen durfte ich von den Eltern keine Nachricht erwarten, eben weil mein Reiseplan ein unbestimmter

war. Ich mußte unter dem angenommenen Namen Buschby reisen. Vielleicht hatte mein Vater alles das in wohlberechneter Voraussicht der Ereignisse so angeordnet, damit ich nicht in eine Bewegung verwickelt werden sollte, für deren günstigen Ausgang nicht einzustehen war.

Ich trat meine große Reise an. Vier Jahre schweifte ich umher in den fernen Weltgegenden mit der ganzen Wißbegierde und Sorglosigkeit der Jugend, an dem mannigfaltigen Neuen nnd Schönen mich ergötzend, ohne Nachricht von dem Vaterland, von der Heimath, von den Meinigen, von Freunden.

Im Anfange des vorigen Jahres kehrte ich nach Europa zurück. Ich erfuhr das entsetzliche Schicksal des Vaters, um so entsetzlicher, je dunkler und ungewisser es war. Ich fand meine Mutter in Verzweiflung, zurückgezogen von der Welt, vergraben in einem ihrer einsamsten Schlösser.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika, in einer reizenden, warmen und gesunden Gegend, hatte ich eine brave, stille Familie deutscher Auswanderer kennen gelernt. Dorthin, in die neue Welt, unter neue Menschen, brachte ich zuerst meine Mutter. Ich verkaufte in Deutschland einige von unseren Besitzungen. In jenem amerikanischen Thale kaufte ich für den Erlös ein großes, ergiebiges Be-

ſitzthum wieder. Dort habe ich die trauernde Frau zurück gelaſſen. Mich trieb es nach Deutſchland zurück, die Spur des Vaters aufzufinden. Zwei Jahre verſprach ich der Mutter zu ſuchen; ich ſtehe noch heute in derſelben Ungewißheit wie an dem Tage, da ich ſie verließ.

Es iſt entſetzlich, ſagte, als er endigte, die Prinzeſſin mit tiefem Schmerz, daß die Meinigen, die nächſten Meinigen es ſein müſſen, die das furchtbare Schickſal Deines edlen Vaters bereitet haben. O möge ich Dir Erſatz dafür leiſten können: Dir und Deiner tiefgebeugten Mutter!

Sagte ich Dir nicht ſchon, erwiederte Eduard, daß ich in unſerer Verbindung die verſöhnende Hand des Himmels erblicke? — Und die Stunde dieſer Verbindung ſchlägt, ſetzte er hinzu, ich habe mich dem Geiſtlichen des Nachbardörfchens anvertraut, einem braven, würdigen Greiſe; er iſt bereit unſere Verbindung einzuſegnen! In dieſer Stunde erwartet er uns; die Frau Vorhöff wird uns als Zeugin begleiten und jener wunderliche, mir ſo treu ergebene Mann.

Er war aufgeſtanden; ſie hing ſich zitternd an ſeinen Arm, ſie ſah ihn fragend, ſie ſah ihn bittend an; ſprechen konnte ſie nicht; die entſcheidende Stunde war da, entſcheidend, unwiderruflich entſcheidend

über das Geschick ihres ganzen Lebens. Sie sollte den Weg antreten, der sie zu dieser Entscheidung führte. Noch einmal sah sie den Mann, dem sie ihr Schicksal für immer, unauflöslich vertrauen wollte mit ihrem ganzen Herzen, mit ihrer ganzen Seele an, fragend, ob er denn wirklich so heiß sie liebe, wie sie ihn, bittend, sie sein geliebtes Weib bleiben zu lassen immerdar. Laut schluchzend fiel sie in seine Arme.

Er verstand sie. Meine Amalie, sagte er, mein Weib für immer!

Er umschloß sie mit seinen kräftigen Armen und drückte sie an das treu schlagende Herz. —

Sie gingen zu dem Hause, bereiteten sich zu dem Gang, und forderten die Frau Vorhöff auf, sie zu begleiten.

Sie verließen das Thal. An dem Ausgange gesellte sich der Geigenfritz zu ihnen. Ein Wink gab dem Begleiter der Frauen zu verstehen, daß er nichts Verdächtiges bemerkt habe.

Langsam und still schritten sie vor auf ihrem Wege. Die Schlucht durch den Berg führte sie in ein anderes Thal, weiter und freier, aber nicht minder anmuthig als das, aus welchem sie kamen. In demselben befand sich ein freundliches Dörfchen. Außerhalb des Dörfchens, am Abhange des Berges,

stand einsam die einfache Dorfkirche. Zu dieser wendeten sie ihre Schritte.

Sie traten in die enge, friedliche Halle der Kirche. Der greise Priester kniete schon an dem Altare; er stand auf, als sie eintraten.

Das Paar kniete vor dem Altare nieder. Hinter ihm nahmen die Frau Vorhöff und der Geigenfritz ihren Platz.

Der Priester sprach die Gebete der Kirche über die Brautleute, dann wechselte er ihre Ringe, und segnete sie ein als Eheleute vor Gott und der Welt, den Grafen Eduard Constantin von Arnstein und die Prinzessin Amalie Sidonie Alexandrine von —

Die heilige Ceremonie war vollendet, lange ruhete die Braut in den Armen des angetrauten Bräutigams, aber nicht mehr fragend und bittend, sondern glaubend, vertrauend.

Einfache, herzliche Worte dankten dem Geistlichen. Ein Kuß fing die Lippen der überraschten Freundin auf, die sich auf die Hand der Fürstentochter neigen wollten. Ein warmer Händedruck begrüßte den eisernen Geigenfritz.

Still, wie sie gekommen waren, gingen sie in das stille Thal zurück.

Der Graf Eduard von Arnstein führte seine Gat-

tin in ſein Haus. Sie warf ſich hier noch einmal mit der ganzen Hingebung der Liebe und des Vertrauens an ſeine Bruſt. Darauf bat ſie ihn, ſie zu ihrem Lieblingsplatze im Thale zu geleiten.

Der Garten, in welchem das einſame Landhaus lag, erſtreckte ſich bis über die Mitte des Berges hinaus, der hier die Rückwand bildete. Er verlor ſich in dem dichten Buſchwerk, mit dem der Berg bedeckt war. Nicht weit von ſeinem obern Ende befand ſich dort ein Felſenvorſprung, mit wilden Roſen und Akazien bewachſen. Eine eigenthümliche Wölbung des Felſens bildete zugleich eine kleine Grotte, von welcher aus man, ſelbſt durch das Gebüſch verdeckt, die Ausſicht über das ganze Thal und weit durch das Felſenthor hindurch hatte. Man konnte den klaren Bach des Thales, faſt von ſeinem Urſprunge an, bis er ſich in dem Strome jenſeits des Felſenthors verlor, verfolgen. Man ſah dieſen Strom rein und ſilberhell ſeine Fluten an den Felſen, die das Thal ſchloſſen, fortrollen. Man ſah unter dem Bogen des Felſenthors hin im fernen Hintergrunde die alte, graue Ruine der Ritterburg ihr ſchwermüthiges Haupt emporheben. Dies war der Lieblingsplatz der Neuvermählten. Hier hatte das liebende Paar manchen ſchönen und glücklichen Traum des Lebens geträumt.

Hierher führte der Graf Arnstein seine Gattin.

Mein süßer Freund, bat sie ihn; laß mich hier ein Stündchen an die todte Mutter denken und beten.

Ihre Hände drückten sich. Er verließ sie in den frommen Gedanken der Tochter an die entschlafene Mutter, in dem heiligen Gebete zum Himmel.

Als er zu dem Hause zurückkehrte, begegnete ihm Anna Hammer mit ihrer Harfe.

Die Schwester schickt mich, sagte sie, nach der Felsengrotte hinzeigend.

Sie betet! erwiederte ihr der Graf Arnstein.

Ich werde ihr Gebet mit heiligen Tönen begleiten; sagte das Mädchen.

Sie ließ sich nieder am Fuße des Berges, unterhalb der Grotte. Es war eine feierliche, herrliche Melodie, die sie dort anstimmte; es waren Töne der Anbetung, der Demuth in Gott, der Erhebung zu Gott.

Auch der Graf Arnstein öffnete ihnen sein Herz und gab sich ihnen ganz hin. Er überhörte, daß sich ihm Jemand nahete.

Guten Tag, Master Buschby.

Es war der Oberst von Reuter, der einer Erscheinung aus dem Grabe ähnlich, so kalt und bleich und ruhig, neben ihm stand.

Herr Oberst —! fuhr der Graf Arnstein, in der That mehr überrascht und beinahe erschrocken, als unwillig auf.

Master Buschby, Sie wissen, ich will Ihnen wohl. Sie suchen Ihren Vater —

Herr Oberst, woher wußten Sie —

Daß ich Sie hier finden würde? Beunruhigen Sie sich deßhalb nicht, Ihr Vater befindet sich —

Er lebt? unterbrach ihn lebhaft der junge Mann, und er wußte nicht, ob er sich Vorwürfe darüber machen sollte, daß er von seinem Gefühle sich hatte hinreißen lassen und daß er nun dem unheimlichen Mann gegenüber sich selbst verrathen hatte, oder ob er sich ganz dem Manne blos geben sollte, um endlich Gewißheit über das Schicksal des Vaters zu erhalten.

Der Graf von Arnstein lebt und befindet sich in einer der Festungen desjenigen Landes, dessen schönstes Kleinod gegenwärtig Ihnen, Master Buschby, anvertraut ist; den Namen der Gränzfestung Ihnen zu nennen, verbietet mir mein Ehrenwort.

Der Oberst Reuter sprach die Worte in seinem gewöhnlichen, halb kalten, halb feierlichen Tone. Vergebens suchte der Graf Arnstein die Gesinnung, in der sie gesprochen waren, aus dem Tone herauszufinden. Noch vergeblicher war sein Bemühen in

dem Gesichte des Mannes zu lesen, der eben so räthselhaft war, wie er es liebte, räthselhaft zu erscheinen. Die Züge des Gesichtes waren kalt und starr wie Stein. Das Alles wurde von den starken, hervorstehenden Augenbrauen ganz und gar verdeckt.

Der Graf hatte sich indessen vollständig gefaßt. Mein Herr, sagte er ruhig, ich weiß nicht, welche Absicht Sie zu mir führt. Ich will, obwol Ihnen Ihr klarer Blick in das Innere des Menschen längst gesagt haben muß, daß Ihr geheimnißvolles Wesen mir keine große Zuneigung zu Ihnen eingeflößt hat—

Es war das sehr unrecht von Ihnen, Master Buschby, denn in der That, ich will Ihnen nur wohl.

Ich will Ihnen eine gute Absicht beimessen, Herr Oberst. Ich darf dann aber auch die Bitte aussprechen, mir irgend weitere und, soweit es Ihre Pflicht Ihnen verstattet, nähere Nachrichten über meinen Vater mitzutheilen.

Ich bedaure sehr, Master Buschby, dazu völlig außer Stande zu sein — erlassen Sie mir die Gründe. — Doch noch Eins. Man würde vielleicht geneigt sein, gegen die Prinzessin Amalie den Grafen von Arnstein auszuwechseln.

Herr! — fuhr der Graf gegen den eiskalten Menschen auf. Ein furchtbarer Schmerz durchzuckte ihn, seine Hände ballten sich, als wenn sie an einem

Satan, der vor ihm stehe, sich vernichtend vergreifen wollten, aber er sammelte sich. Mein Herr, fuhr er ruhiger fort, Sie scheinen zu vergessen, daß Sie mit keinem Ehrlosen sprechen.

Nicht minder kalt als bisher erwiederte ihm der Andere: Ueberſehen Sie nicht, Maſter Buſchby, daß der Vorſchlag nicht von mir kommt.

Er entfernte ſich mit ruhigem, gemeſſenen Schritt, ohne ein Wort weiter zu ſagen. —

Die Töne der Harfe ſchwollen mächtiger an, ſie ſtiegen höher empor, als wollten ſie die Seele in unendlicher Andacht und Liebe erheben unmittelbar zu dem höchſten Urquell aller Liebe, alles Lebens.

Sie verklangen.

Der Graf wendete ſeine Schritte zu dem Mädchen, die geſpielt hatte, er winkte ihr, ihm zu folgen. Er erſtieg mit ihr den Pfad, der zu der Felſengrotte führte. Sie erreichten ſchweigend den Vorſprung des Geſteins. Die junge Frau war nicht zu ſehen. Sie gingen in die Grotte, die Grotte war leer, ſie gingen rechts, ſie gingen links um die Grotte, um den ganzen Vorſprung des Felſens, es war keine Spur von ihr zu finden. Der Graf rief den Namen Amalie, er bekam keine Antwort, er rief ihn wiederholt, er rief lauter; er bekam keine Antwort. Er ſah hinunter in das Thal, nach al-

len Seiten, in alle Winkel, die auf der vorſpringenden Höhe offen vor ihm lagen, es war nichts zu ſehen. Er ſah hinauf an der Wand des Berges, die oberhalb der Grotte ſchroffer und dichtbewachſener wurde, — es war Alles ſtill, Alles leer.

Amalie! Amalie! — Wo mag ſie ſein?

Sie eilten in das Haus. Sie war nicht da, ſie war nicht da geweſen.

Sie gingen an den Bach, in die Lauben und Gänge des Gartens. Sie fanden ſie nicht.

Sie durcheilten das ganze Thal, alle Krümmungen, alle Schluchten der Berge. Alles blieb ſtill und leer.

Eine entſetzliche Angſt ergriff die Suchenden. In dem Grafen führte ſie ſich auf einen beſtimmten Grund zurück, auf die Erſcheinung des Oberſten von Reuter. Bei den beiden Schweſtern war ſie eine völlig rathloſe.

Der Graf eilte aus dem Thale. Am Ausgange begegnete ihm der Geigenfritz.

Sie iſt fort! rief er ihm zu.

Und er war hier?

Vor einer halben Stunde.

Seit wann iſt ſie fort? Und wie?

Der Graf erzählte im Vorwärtseilen.

Drei Außenſeiten des Waldes habe ich bewacht, ſagte der alte Abenteurer, ich habe nichts Verdäch-

tiges bemerkt. Sie muß an der Grotte plötzlich überfallen sein, man muß ihre Stimme unterdrückt und sie über den Kamm des Berges dort weggeschleppt haben. Gerade jene Seite war meinem Blick verborgen.

Sie nahmen die Richtung nach jener Seite. Auch dort waren wieder neue Berge, neue Schluchten und Alles leer, leer von Menschen, leer von Spuren.

Wohin sollten sie weiter sich wenden?

Sie suchten die nächste Landstraße auf. Sie war öde, soweit das Auge reichte. Sie trennten sich nach verschiedenen Richtungen. —

Es war später Abend, als sie in dem Landhause des engen Thales wieder zusammentrafen. Sie kamen allein, ohne die Gesuchte.

Der Graf hatte auch keine Spur der verlornen Gattin erblickt.

Der Geigenfritz sagte: Sie ist geraubt. Zwei Meilen weit von hier hat ein verschloßner Reisewagen die Chaussee passirt. Er war umgeben mit etwa zwanzig Reitern in grauen Mänteln, unter den Mänteln hat man fremde Uniformen erblickt, welche die Leute hier zu Lande noch niemals gesehen hatten. Wagen und Reiter sind der Gränze zugeeilt.

Es war ein kurzes Stillleben in dem engen Thale gewesen.

VIII.

Der Jahrmarkt.

In dem Gränzdorfe war Jahrmarkt. Der Jahrmarkt hatte sein Lager aufgeschlagen auf einer großen, weiten, mit Buschwerk umgebnen Wiese des Dorfes. Es herrschte dort ein buntes, geschäftiges, geräuschvolles Leben. Buden waren in Menge errichtet. Sie standen in langen, geraden Reihen, in krummen, eckigen Winkeln. Geräumige Zelte mit flatternden Fahnen, Flaggen und Wimpeln umgaben sie. In den Buden waren dem kauf- und schaulustigen Auge Waaren aller Art ausgelegt, von den Pfefferkuchen und Pfeffernüssen und dem hölzernen und blechernen Spielzeuge für Kinder an bis zu den feinen Tuchen und Tüchern für die feine Welt: Für Küche und Keller, Haus und Stall, Garten und Acker, für Herrn und Knecht, Frau und Magd, für Groß und Klein, für den Arbeitsmann und die

Edeldame, für Aller Bedürfniſſe und Wünſche, für Leib und Leben, konnte hier geſorgt, gefragt und, wenn auch nicht immer und nicht Alles, gefunden werden. Die Verkäufer in den Buden prieſen ihre Waaren an. Die Schau- und Kaufluſtigen wogten in und zwiſchen den Buden auf und ab, beſchauten und handelten und kauften, lobten und tadelten, drängten und ſtießen ſich und gingen vor und rückwärts, einen wirren Knäuel bildend, der ſich weder löſen noch zerreißen wollte. In den Zelten ſaßen lange Reihen und luſtige Gruppen von Gäſten und Zechern, hinter gefüllten Flaſchen, blinkenden Gläſern, vollen Schüſſeln. Der Bauerknecht war da in dem blauen Leinwandskittel mit ſeiner drallen, dick- und rothwangigen Liebſten, und der Edelmann der Nachbarſchaft mit ſeinen hagern und blaſſen, langarmigen und kurzathmigen Edelfräuleins. Und Alles war da, was an „Ständen“ zwiſchen den Beiden in der Mitte ſtand, der reiche und der arme Bürger, der Kaufmann und der Handwerker, der große und der kleine Bauer, der ſtolze Schulze und der demüthige Kathenmann. Auch der Beamte fehlte nicht, vom Richter und Amtmann an bis zu dem Aſſiſtenten des Supernumerarius, des Gerichtsboten und Amtsofenheizers hinunter. Und der Betrüger fehlte nicht und nicht der Dieb, der Beutelſchneider und

der Glücksritter des männlichen wie des weiblichen Geschlechts.

Denn der Jahrmarkt in dem Gränzdorfe war ein weit und breit berühmter und es besuchte ihn daher Alles von weit und breit.

Vergessen haben wir noch anzuführen die zahlreichen Glücksbuden, die überall, wo seitwärts von den Kaufbuden ein Plätzchen zu gewinnen gewesen war, wie das wuchernde Unglück sich eingenistet und angesiedelt hatten. Vergessen haben wir ferner die nicht minder zahlreichen Musikanten, die in Banden und Trupps und vereinzelt, mit Horn und Clarinette, mit Baß und Geige, mit Zither und Harfe und Drehorgel von dem einen Ende des Wiesenplans zu dem andren umherzogen. Vergessen haben wir auch die gelben Zigeuner und Zigeunerinnen, die mit schwarzem Haar und rothen Lappen, mit rothen Lippen und schelmischem Blick, gleich bunten Schlangen durch die auf und ab wogende Menge nach allen Seiten und Richtungen sich hindurch wanden.

Vergessen haben wir endlich — und die Muse der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, der Aera der deutschen Befreiungskriege möge es uns verzeihen — vergessen haben wir die zahllosen Gensdarmen und Polizeibeamten, mit ihren — doch wozu deutsche Gensdarmen und Polizeibeamte

näher beschreiben? Sie sind ja überall und wer deutsche Luft geathmet hat, der kennt sie — zu seinem Schrecken.

Die Menge war eine treibende und ruhende, eine laute und ruhige, aber wie immer gewahrte man die Ruhenden und Ruhigen nicht. Man sah und hörte nur das Drängen und Treiben, das Wogen und Stoßen, das Lärmen und Schreien, das Lachen und Toben.

Die ruhigern Elemente hatten sich zum größern Theile zurückgezogen in eine Reihe grüner Lauben, die hinter den Buden und Zelten, am Rande der Wiese, in und an dem dichten Buschwerke, zierlich und oft romantisch versteckt, errichtet waren. Nicht weit davon führte die Chaussee vorbei. —

Es war Mittag vorüber. Der lange Sommernachmittag hatte schon längst begonnen; die Unerträglichkeit der Sonnenhitze hatte schon nachgelassen und der Schatten der Bäume war erfrischender geworden. In dem großen, in der Mitte des Plans befindlichen Tanzzelte fing es an rührig zu werden.

Auf der Chaussee rollte, gezogen von dem raschen Trabe eines Postzugs von vier muthigen Rappen, ein eleganter Wagen herbei. Der bärtige Kutscher lenkte von seinem hohen Bocke aus die stolz schnaubenden Thiere mit einer Sicherheit und Würde,

wie sie sichrer und würdiger vielleicht auf hohem Throne nicht wieder gefunden werden. Zwei Bediente in reicher Livree sahen mit dem ganzen Uebermuthe des Bedientenvolkes von dem Tritte hinter dem Wagen aus über diesen hinweg und zu dessen beiden Seiten auf die mit einer gewissen Ehrerbietung ausweichende und Platz machende Menge. In dem Wagen saß ein Herr, nicht groß, dafür aber so dick und fett, daß er den Fondsitz des Wagens beinahe allein ausfüllte, daß die Organe seines Gesichts aber, durch welche dem Menschen das Leben zugeführt wird, von Fett und Fleisch beinahe eingehüllt und verdeckt waren. Nur der nicht kleine Mund machte sich allerdings sehr bemerkbar. Seine Kleidung zeichnete sich durch einen gesuchten Reichthum aus; das Vorhemde war mit mehrern brillantenen Brustnadeln zugesteckt; über der bunten Weste kreuzten sich schwere, goldne Ketten; goldne Uhrschlüssel, Petschafte und Ringe hingen an der breiten Uhrkette; die linke Brust zierte an langem Bande ein Orden; die Finger — Handschuhe gab es für diese große, breite und dicke Hand nicht — bedeckte eine Menge Siegel- und andrer Ringe. Neben ihm, aber durch das Volumen seines Körpers fast ganz in den Hintergrund gedrängt, saß ein anmuthiges, junges Mädchen in reicher und geschmackvoller Kleidung.

Auf der Rückseite befand sich eine ältere Dame, wie es schien, eine arme Verwandte oder eine Gesellschafterin der im Fond sitzenden jüngern.

In der Nähe der Lauben hielt der Wagen. Ein einfaches, ruhiges Brr des Kutschers hemmte plötzlich den geflügelten Lauf der Pferde, daß sie standen wie die Mauer einer dressirten Armee. Stolz über seine Macht und über den Gehorsam der Pferde sah der Kutscher in die Menge hinein; stolzer sah der Herr im Wagen, der Herr eines solchen Kutschers, solcher Pferde. Die Bedienten sprangen von dem Tritte und hoben und schleppten den fetten Herrn aus dem Schlage; leicht sprang, nur kaum auf den Arm der Diener gestützt, die jüngere Dame auf die Erde; die ältere folgte. Indem der Eine der Bedienten voraus ging, um Platz zu machen und der Andre zugeschließend folgte, begab sich die kleine Gesellschaft, der dicke Herr pustend und keuchend, zu den grünen Lauben. Eine geräumige Laube, mit doppeltem Eingange wurde unbesetzt gefunden; man nahm Besitz von ihr. Einer der Bedienten kehrte, mit den nöthigen Anweisungen versehen, zum Wagen zurück. Der Andre blieb zur Aufwartung.

Der fette Herr sah sehr vergnügt aus. Der Mund schmunzelte selbstzufrieden und was man

von dem kleinen Auge sehen konnte, leuchtete von innerer Genugthuung.

Hast Du gesehen, Rieke, sagte er zu der jüngern Dame — seine Stimme war etwas dünn und kreischend — wie die Rappen sich machten? Herrlich! Pompös! Es war nur Eine Bewunderung unter den Leuten.

Es ist ein schöner Postzug, lieber Vater, antwortete die Dame.

Kostet auch schönes Geld. — Aber herrlich, herrlich hier! Gerade die beste Laube leer! Wie aufgehoben für uns! Riekchen, ich habe eine Ahnung, daß wir heute einen glücklichen Tag verleben werden.

Es wird mich für Sie freuen, lieber Vater.

Alles deutet darauf hin; selbst die Schwalben heute früh hatten so einen eigenthümlich glücklichen Flug.

Die ältere Dame lächelte etwas vornehm. Daß Sie sich doch von solchem Aberglauben nicht losmachen können, Herr Vetter, sagte sie.

Aberglauben, Nichte? fuhr der Herr Vetter sie an. Was ist Aberglaube? Wodurch unterscheidet sich denn Euer Glaube vom Aberglauben, oder glaubt Ihr an gar nichts?

Die Nichte schwieg. Es mochte ihr schon leid geworden sein, einen alten Streit, von dessen Un-

fruchtbarkeit sie sich oft überzeugt hatte, wieder hervorgerufen zu haben. Auch der dicke Vetter bestand nicht auf der Fortsetzung eines Kampfes, der ihn hätte ermüden können.

Wo mag der Justizrath mit seinem Sohne bleiben? fragte er sich umsehend.

Es antwortete ihm Niemand. Seine Tochter seufzte.

Er wollte punkt vier Uhr hier sein. — Indessen, setzte er mit lüsternem Schmunzeln hinzu, wollen wir mit Erquickung von Leib und Seele nicht auf sie warten.

Der Bediente erhielt den Auftrag, Kaffee, Wein und Kuchen zu bestellen.

Man besah sich das bunte Treiben und Drängen des Jahrmarkts. Die Laube beherrschte so ziemlich die ganze Jahrmarktswiese. In dem entfernteren Knäuel war nichts zu unterscheiden als Leute, Zelte und Menschen. Näher waren dem Auge mehrere Haufen und Gruppen bemerkbar und in nächster Nähe tauchten aus diesen einzelne Personen empor.

Zwei Studenten traten aus dem Gewirre heraus. Zwei altdeutsche Jünglinge mit langem, blonden Haar, mit bloßem Halse und offner Brust, mit engen Röcken und weiten Hosen, mit großen Sporen an kleinen Stiefeln, mit Reitpeitsche ohne

Handschuhe und ohne Pferd, mit feinen, scharfen Brillen über den matten, glanzlosen Augen, mit breiten Backenknochen und schmalen, hohlen Backen. Sie nahten sich der Laube, in welcher der dicke Herr mit seinen Damen saß.

Ihr Blick fiel auf die Tochter.

Ein hübsches Mädchen, Bruder!

Eine schöne, deutsche Jungfrau, Bruder; laß uns ihr eine Weihe der Betrachtung deutscher Jünglinge bringen.

Sie gingen durch den zweiten Eingang der Laube und setzten sich in diese. Sie sandten ihre stummen, aber weihevollen, deutschen Blicke zu dem Mädchen.

Sie erröthete. Der Vater schob sich unruhig und unwirsch in seinem Stuhle hin und her. Fatal! sagte er.

Ein Knecht und eine Magd kamen von verschiedener Seite. Vor der Laube begegneten sich ihre Schritte. Ihre Augen fanden sich, ihre Hände drückten sich. Da bist Du ja, Christian! sagte sie. Ich hatte Dich gesucht, Lisbeth, sagte er. Sie gingen hinter die Laube in das Buschwerk, und blieben dort stehen.

Morgen muß ich fort, Lisbeth, sagte er nach einer Weile traurig.

Auf fünf Jahre! erwiederte sie noch trauriger.

Es ist eine lange Zeit, aber sie wird vorübergehen. Wirst Du mich nicht vergessen?

Ich Dich? Aber wirst Du mir treu bleiben?

Ich werde. Ach, daß man doch Soldat werden muß!

Und wofür? Es ist ja kein Krieg.

Blos für das Vergnügen der großen Herren und ihrer Offiziere. Wir hätten nun heirathen können, wenn sie mich nicht eingezogen hätten.

Wir hatten schon Alles fertig zu der Hochzeit. Nun mußt Du Soldat werden und wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehen?

Du wirst einen Andren genommen haben, wenn ich zurückkomme.

Ach schweige; aber Du wirst viele andere Mädchen sehen und am Ende gar nicht wieder kommen. In dem fernen, fremden Lande wird es Dir besser gefallen.

Ich habe Dir ein silbernes Kreuzchen gekauft; das trage, damit Du mich nicht vergißt.

Ich habe hier ein silbernes Herzchen für Dich, behalte es immer bei Dir und denke an mich.

Sie gingen weiter und ihre Worte verloren sich.

Die Tochter des dicken Herrn sah mit schwermüthigem Blick bald vor sich nieder auf den zertre-

tenen Rasen, bald hinauf zu dem klaren, blauen Himmel.

Der dicke Herr schlürfte mit großem Behagen sein Glas Wein.

Da zerreißt deutsche Tyrannei wieder ein deutsches Herzenspaar, sagte der eine der Studenten, nach der Tochter des dicken Herrn blickend, ob sie auf ihn und seine Worte achte.

Ein stämmiger, starkwadiger und breitschultriger Bauer nahte sich mit einem großen, wohlgebildeten Bauerburschen. Benehmen und Kleidung zeigten den wohlhabenden, vornehmeren Bauernstand. Das kräftige, braune Gesicht des Alten sah verdrießlich, das feinere Gesicht des Jüngeren betrübt aus.

Der dicke Herr in der Laube rief den Alten an.

Guten Tag, Schulze; wie ist's? Nicht recht auf Eurem Schick?

Schönen Dank, Herr Amtsrath! Man hat oft Aerger, selbst auf dem Jahrmarkte.

Wenn Dich Dein Auge ärgert, Schulze —

Mein Auge ist es nicht, aber das eigene Blut.

Im Auge sitzt auch Blut, Schulze.

Ich meine den Jungen hier, Herr Amtsrath.

Ah, ich merke. Wollte er wieder nach dem Mädel laufen? Ja, die Kinder machen einem oft Sorgen. — Aber, Schulze, im Ernst gesprochen, was

habt Ihr denn gegen das Mädel? Laßt Euren Sohn sie in Gottes Namen heirathen.

Herr! rief erstaunt der Bauer. Die Augen des Sohnes leuchteten.

Nun was! fuhr der Amtsrath fort, Ihr seid ein vermögender Mann, habt den hübschen, vollen Hof, in dem die Aussteuer einer Schwiegertochter nicht einmal mehr Platz hat. Der Junge da ist Euer einziger Sohn, das Mädchen ist brav und gut, er hat sie lieb und sie ihn, und ist von rechtschaffnen Eltern.

Aber die Tochter eines Kathenmannes! rief entrüstet der alte Bauer.

Armuth schändet nicht und der Kathenmann ist just so gut ein Bauer, wie Ihr.

Herr, auf meinen Hof hat noch nie Jemand anders als eine Schulzentochter geheirathet und dabei soll es bleiben. — Gott befohlen, Herr Amtsrath!

Grober Kerl! sagte der dicke Amtsrath und stopfte ein großes Stück Kuchen in den Mund. Rieke, diese reichen Bauern sind ein hochmüthiges Volk. Es giebt kein aristokratischeres Wesen als so einen vornehmen Bauern. Ich glaube, der da könnte seinen Sohn eher umbringen, als er litte, daß er die Tochter des Kathenmanns heirathe.

OXFORD-INST.

Das Mädchen seufzte und sah zur Erde und zum Himmel, zuletzt sehnsuchtsvoll in die Menge auf der Jahrmarktswiese.

Einer der altdeutschen Studenten sagte mit Emphase: Wie viel gehört noch dazu, daß dieses deutsche Volk ein einiges Volk werden kann?

Ein hübscher, junger Mann, eine unverkennbar aristokratische Figur machte sich Bahn durch die dichten Haufen auf der Wiese, sah scharf nach der Laube und lenkte zu dieser seine Schritte.

Das junge Mädchen wurde tief roth im Gesicht, die Kaffeetasse entfiel beinahe ihrer zitternden Hand.

Das Gesicht des dicken Amtsraths wurde braunroth. Fatal! Verdammt! murmelte er zwischen den Zähnen. Ich hatte heute auf einen glücklichen Tag gehofft!

Gehorsamer Diener, Herr Amtsrath! meine Damen! grüßte der junge Mann.

Ihr Diener, Herr Baron! grüßte der Amtsrath zurück, halb verdrießlich, halb unterwürfig.

Die Tochter hatte nicht gewagt, die Augen aufzuschlagen.

Der junge Mann bemerkte weder den Verdruß, noch die Verlegenheit, deren Ursache er zu fein schien. Amüsiren Sie sich gut? fragte er ungenirt.

Leidlich! antwortete der Amtsrath.

Und Sie, mein Fräulein?

Es ist heiß!

Die Gesellschaft vermehrte sich. Zwei Herren traten heran.

Ei guten Tag, lieber Amtsrath, sagte der eine, dem Amtsrath die Hand reichend.

Willkommen, Bruder Schrader! erwiederte dieser mit großer Freundlichkeit.

Schrader machte seinen Begleiter und den Amtsrath mit einander bekannt: Mein Freund, der Rittergutsbesitzer Goltz — mein alter Freund, der Rittergutsbesitzer, Amtsrath Althoff nebst Familie, der Krösus unter den Gutsbesitzern der Gegend!

Dem Amtsrath Althoff war dieser Zusatz wohlthuend; natürlich erwiederte er mit Bescheidenheit: Mein Bruder Schrader beliebt, manchmal zu scherzen.

Er stellte etwas sauersüß den kurz vorher eingetroffnen, jungen Mann vor: Finanzassessor Baron von Katen und ließ sich dann in ein Gespräch mit Goltz ein.

Ich erinnere mich von Schrader gehört zu haben, daß Sie ein großes Gut besitzen. Wie groß ist die Morgenzahl?

Etwa zweitausend Morgen Ackerland, dreihundert Morgen Wiesen und achttausend Morgen Wald!

Der Amtsrath bekam Respekt. Alle Teufel! sagte er.

Ja, ja, mein lieber Bruder Amtsrath, fiel Schrader ein, gegen den Menschen da sind wir Strandläufer. Seine Hauptbesitzungen hat er in Westpreußen. Dort besitzt er ein Fürstenthum, gegen das sein Gut, von dem er Dir erzählt, eine Bauernkathe ist.

Der Amtsrath zog den bürgerlichen Fürstenthumsbesitzer in ein angelegentliches Gespräch über die Landwirthschaft.

Schrader schien das beabsichtigt zu haben, denn er wandte sich bald eben so angelegentlich, wenn gleich weniger laut, an die beiden jungen Leute.

Wie steht es, Fräulein Riekchen? fragte er die junge Dame mit einem bezeichnenden Seitenblicke auf den Amtsrath.

Der Vater ist unerbittlich, war die etwas weinerliche Antwort.

Diesmal seufzte der junge Mann.

Pah, verzaget nur nicht.

Wir lassen nimmer von einander!

Nimmer!

Nun, laßt mich heute einmal mein Glück versuchen. Macht Euch von dannen, nehmt die Tante da mit Euch und beseht den Markt, aber kommt nicht zu bald zurück!

Er sagte das alles mit einem so wohlwollenden und entschiednen Tone, daß auch die Tante keinen Widerspruch wagte.

Kecken Schritts und mit einem dankbaren Blicke auf den Herrn Schrader verließen die jungen Leute, von der Tante begleitet, die Laube.

Der Amtsrath sah es erst, als sie schon draußen waren. Er gerieth fast außer sich, brach mitten in seinem Satze ab und wollte entrüstet aufspringen.

Eine Bettlerin, zerlumpt und verhungert, mit zwei zerlumpten und verhungerten Kindern auf dem Arme, trat ihm entgegen und bat flehend um ein Allmosen.

Scheert Euch zum Teufel! rief er, sie zurückstoßend.

Schrader aber hielt ihn auf. Edler Freund Amtsrath, sagte er, vergiß der Armuth nicht und laß jene gehen, denn ich habe sie fortgeschickt; sie sollen etwas für mich einkaufen.

Er nahm aus seiner Börse einen Gulden und hielt ihn dem etwas verdutzten Amtsrath hin. Verdopple, sagte er, Du bist reicher als ich.

Der Amtsrath zog knurrend und fluchend seine Börse und als er bemerkte, daß Goltz in die Hand Schraders gleichfalls einen Gulden legte, fügte er mit einem stolzen Blicke zwei Gulden hinzu.

Schrader übergab das Ganze der armen Frau.

Ein vierschrötiger Gensdarm trat dazwischen.

Meine Herren, das Betteln ist verboten. — Sie, unnütze Person, folgt mir zum Arrest!

Er wollte sich auch des Geldes bemächtigen.

Leiden wir das? fragte Schrader den Amtsrath.

Die Ehre des Amtsraths schien in der That stark verletzt. Allen Ingrimm, den er in den letzten Minuten in sich hatte aufnehmen und zurückdrängen müssen, ließ er gegen den Gensdarmen los.

Herr Gensdarm, schrie er diesen an, über meinen Beutel habe ich allein zu commandiren; ich kann mit meinem Gelde anfangen, was ich will. Unterstehen Sie sich nicht, mein Geld anzurühren.

Herr, entgegnete, fast nicht minder erbittert, der Gensdarm, widersetzen Sie sich nur nicht. Ich handle im Namen des Gesetzes. Das Betteln ist verboten.

Im Namen des Gesetzes habe ich hier zu handeln, rief dagegen der Amtsrath. — Wir stehen hier auf meinem Gebiete. Ich bin hier Polizeiherr! Ich habe hier zu befehlen.

Ihrer Wirthschafterin mögen Sie zu befehlen haben, aber keinem Gensdarmen!

Der laute Streit hatte Aufmerksamkeit erregt. Der Wachtmeister der Gensdarmen kam herbei.

Entschuldigen Sie, Herr Amtsrath, sagte er, dieser Gensdarm ist erst seit drei Tagen hieher versetzt und kennt die Verhältnisse nicht.

Er führte den Gensdarmen auf die Seite.

Ich hatte Recht! sagte dieser.

Gewiß, erwiederte der Wachtmeister, aber Sie handelten unklug, dem reichsten und mächtigsten Manne des Kreises zu widersprechen. Sie haben täglich bei ihm freies Quartier, wenn Sie auf seinen Hof reiten und ihm die Freude machen zu fragen, ob er etwas zu befehlen habe.

Der Gensdarm zog sich belehrt zurück; er hatte die „Verhältnisse" kennen gelernt!

Der unverschämte Mensch! wüthete der Amtsrath, aber schon stiller geworden, gleichsam nur noch mit sich selbst sprechend und wüthend.

Laß ihn, sagte Schrader, und ärgere Dich über würdigere Gegenstände. Wie steht es mit Deiner Tochter und dem Herrn von Katen?

Wahrlich, ereiferte sich der dicke Mann von Neuem, Du hast Recht; da kann und muß man sich wol ärgern. Wie konntest Du mir zum Verdruß die Beiden fortschicken?

Dir zum Verdruß? Ich glaubte schon gratuliren zu dürfen! Die beiden waren so einträchtig beisammen, als ich kam und zwar in Deiner Gegen-

wart und hier, wo unter den Tausenden von Menschen doch gewiß nicht der bloße Zufall sie zusammengeführt hat.

Bruder, lege es nicht darauf an, mich rasend zu machen.

Gott bewahre mich, aber so sprich doch: Ist die Hochzeit bald?

Hochzeit? Ich sage Dir, aus den Beiden kann nichts werden.

Nichts? Hoho! Er wird nächstens Finanzrath, denn er ist dieser Tage als Hülfsarbeiter in das Finanzministerium berufen, und später Geheimer Finanz-Rath und am Ende gar Finanzminister. Und was wird aus ihr? Warum wolltest Du es denn so ungern hören, wenn man Excellenz zu Deiner einzigen Tochter sagte?

Es wird nichts daraus, sage ich Dir. Ich mag mit solchem armen Adel nichts zu schaffen haben. Das muß ewig kriechen, um in die Höhe zu kommen, denn es sitzt nichts Reelles dahinter.

Ei, wenn man sein Reelles fest und sicher hat, so kann es, meine ich, nur ein doppelt angenehmes Ding sein, als Schwiegervater eines Ministers, als Vater der Frau Ministerin, unter die Leute zu treten und das, was einem der Himmel beschеert hat, in Freuden zu genießen. Es ist doch gar nicht so

übel, als ein ſolcher Schwiegerpapa von den vornehmſten Herren ſich den Hof machen zu laſſen, der Gönner von Vornehm und Gering zu ſein, denn gerade bei dem Finanzminiſter, der den Geldbeutel hat, muß alle Welt betteln gehn, ſelbſt die andren Miniſter und die Prinzen oft.

Aber ich habe das Mädchen nun einmal einem Andren verſprochen.

Aber das Mädchen mag nun gerade dieſen jungen Mann lieber leiden als jeden Andren, und der junge Mann liebt wieder das Mädchen.

Das verſtehſt Du nicht, Du biſt Junggeſell. Von der Liebe weißt Du nichts. Was wird es ſein mit den Beiden? Sie will gern Baroneſſe werden und er will gern mein Geld haben — das iſt die ganze Liebe.

Alſo das verſtehſt Du unter Liebe! Mich dünkt, ich habe in den Augen der Beiden ganz etwas Andres geleſen. Uebrigens verdenke ich es dem Mädchen nicht, wenn ſie nebenbei gnädige Frau werden möchte. Warum ſoll ſie nicht Ehrgeiz haben, wie ihr Vater ja auch ſtets ehrgeizig war? Vielleicht denkt ſie auch zugleich an ihren Vater, denn wenn der Schwiegerſohn hoch ſteht, wie ſollte da nicht der Schwiegervater mit einem Geheimen Commiſſions-Rath, mit einem Comthurkreuz oder gar dem Adel

begnadigt werden, zumal da er reich iſt und man am Hofe auch gern reiche Leute ſieht?

Der dicke Amtsrath wurde ſehr unruhig auf ſeinem Stuhle. Er ſchlürfte in oft langen, oft haſtigen Zügen aus ſeinem Glaſe, zwinkerte mit den Augen, ſchnalzte mit der Zunge, kurz, er machte alle jene Bewegungen, die bei manchen Menſchen einen heftigen, innern Kampf andeuten.

Zuletzt brach er los: Aber genug, ich habe nun einmal mein Wort gegeben.

Leider haſt Du das und wem? Dieſem ſchäbigen Juſtizrath, dieſem anrüchigen Plebejer, dem ein Bauer ſeine Tochter nicht als Schwiegerſohn ins Haus brächte! Pah! Der Unterſchied iſt groß zwiſchen dem jungen Herrn Friedel, dem rohen Sohn dieſes ſcheußlichen Menſchen und dem Finanzaſſeſſor, dem ariſtokratiſchen Sohne eines der erſten Häuſer des Landes, der Unterſchied iſt groß für das arme Mädchen und für den Schwiegervater.

Nun ſchweige! Was kann ich machen? Sein Wort muß man halten.

Auch dem Teufel?

Aber wozu noch das Reden, da es nun einmal zu ſpät iſt? Der Amtsrath ſprach dieſe Worte mehr entſchuldigend als unwillig.

Zu spät? Seit wann ist es zu spät, einen dummen Streich wieder gut zu machen?

Ich erwarte jeden Augenblick den Alten mit seinem Sohne. Ich habe sie hierher bestellt und sie müßten schon hier sein, denn heute sollte die Verlobung gefeiert werden; wir wollten die jungen Leute überraschen.

Eine schöne Ueberraschung für Deine arme Tochter, zum Jahrmarkt gebracht zu werden, wie ein Stück — Gott verzeihe mir den Ausdruck, den ich beinahe für ein so schönes und vortreffliches Mädchen gebraucht hätte. Aber den Vorwurf, alter Freund, kann ich nicht auf dem Herzen behalten, daß Du Deine Tochter wie eine Waare auf den Jahrmarkt bringst. Möge Gott Dir das verzeihen!

Der Amtsrath wurde immer unruhiger.

Ein Bedienter nahte sich Schrader und sprach leise mit ihm.

Man ruft uns, sagte Schrader zu Goltz. In einem halben Stündchen sind wir wieder hier! wandte er sich an den Amtsrath.

Beide gingen.

Ein Paar Minuten saß der Amtsrath allein. Sein Bedienter hatte die Damen begleitet. Auch die beiden altdeutschen Studenten hatten sich längst entfernt. Er schien nicht gern allein zu sein und

ſah ſich mehr unbehaglich als ungeduldig nach allen Seiten um. Es dauerte auch nicht lange, als er Geſellſchaft bekam.

Es ſteuerte durch die Menge Jemand auf ihn zu, der in manchen Theilen, freilich in zwar nicht verjüngtem, aber doch verkleinerten Maßſtabe für ſeinen Bruder hätte gelten können, den es aber allerdings eben nicht vortheilhaft auszeichnete, daß er nur um ein Geringes weniger dick und fett, aber um ein Bedeutendes kleiner als der Amtsrath war, den auch eine obwol ausgeſuchte, aber höchſt geſchmacklos geordnete und mit Schmuckſachen überladne Toilette nicht eben beſonders empfehlend kleidete. Selbſt der Orden auf dem Rocke des kleinen Männchens hing an einem ſo unförmlich langen Bande zur Schau, daß ſogar die Bauern lächelnd darauf hinwieſen. Das Geſicht des Mannes verklärte ſich ſchon von weitem, als er den Amtsrath gewahrte, zu einer Freundlichkeit, die ehrerbietig gemeint ſein mochte, aber grinſend ausſah. Als er bei dem dickern und größern Manne anlangte, war es ſehr poſſierlich anzuſehen, wie er mit zärtlichen Händedrücken und Küſſen über ihn herfiel und ihn einmal über das andere ſeinen geſchätzteſten, theuerſten und verehrteſten Freund nannte. Wer die Verhältniſſe der Beiden zu einander gekannt hätte, würde

sicherlich bei sich gedacht haben, das Sprichwort: wer die Tochter heirathen will, muß die Mutter freien, finde hier, wenngleich eine analoge, doch schlagend passende und freilich zugleich widerwärtig gemeine Anwendung. Der Amtsrath mußte den Mann zuletzt förmlich von sich abwehren.

Aber so setze Dich, alter Narr, sagte er halb lachend, halb verdrießlich, und erzähle mir, warum Du so lange geblieben bist. Seit länger als einer Stunde warte ich auf Dich.

Ich muß Dich wahrlich dringend um Verzeihung bitten, verehrtester Freund, aber man ist nicht immer Herr über seine Zeit, besonders der arme Beamte nicht. Ihr reichen Rittergutsbesitzer habt es besser. Ach, ich habe es immer als meinen sehnlichsten Wunsch ausgesprochen: Wenn ich doch auch einmal unter die Rittergutsbesitzer gehen könnte!

Er unterbrach sich mit seinem gewöhnlichen Lachen über den vermeintlichen, eigenen Witz und fuhr fort: Da war noch allerlei zu besorgen, ehe ich abfahren konnte. Hier wollte ein Sekretair, dort ein Pedell noch Anweisungen haben, da wollte ein Supplikant noch gehört sein; den längsten Aufenthalt hatte ich an der Gränze. —

Was? man machte Dir doch keine Schwierigkeiten?

Gott bewahre! Mir? Aber ich hatte auch da noch Anordnungen zu treffen. Ich kann es Dir, setzte er geheimnißvoll hinzu, im Vertrauen wol sagen, man ist einem sehr gefährlichen Staatsverbrecher auf der Spur, der sich hier an der Gränze herumtreiben soll. Es ist sogar — was mir nur erst zweimal in meinem Leben vorgekommen — ein bedeutender Preis auf seine Einbringung gesetzt.

Was soll er verbrochen haben?

Gott weiß es. Wenn ich aber die neueren Vorgänge an unserem Hofe ins Auge fasse und ein klein wenig hinter den Schleier blicke, der für die Menge noch darüber ausgebreitet liegt — doch es paßt sich für mich wol am allerwenigsten darüber zu sprechen.

Er that sehr geheimnißvoll.

Du machst mich neugierig.

Laß uns hier davon schweigen. Ueber so etwas darf man immer nur sprechen, wenn zwei Freunde ganz allein im verschlossenen Kämmerlein sitzen.

Aber, Freund, ich vermisse Deinen Sohn, wo hast Du den gelassen?

Der dicke Kleine lächelte verschmitzt.

Wir hatten die Ehre, Deiner Fräulein Tochter zu begegnen; da war mein Junge nicht mehr zu halten. Flugs machte er sich an ihre Seite. Es

ist ein Teufelskerl, Du wirst Deine Freude an ihm haben. Ein wenig gerade aus, aber brav und redlich und, was die Hauptsache ist, die Hand hält er auf den Beutel; kein Verschwender, kein Verthuer.

So! so! sagte etwas gedehnt der Amtsrath.

Ein sonderbar aussehendes Paar nahm die Aufmerksamkeit des dicken Kleinen in Anspruch. In nicht gar großer Entfernung standen an einer Bude ein alter Unteroffizier, fast riesengroß, hager, aber ungewöhnlich starkknochig, mit wenigstens fünf oder sechs Orden und Ehrenzeichen auf der glattgebürsteten Uniform und neben ihm in überladener und schreiend bunter Kleidung der Mittelstände eine verhältnißmäßig nicht minder große, dabei sehr corpulente Frau mit einem vollständigen Unteroffiziersgesicht. Jeder von ihnen allein würde aufgefallen sein, die Beiden beisammen fesselten unwillkürlich die Blicke.

Ei, ei, sagte der kleine Dicke, nachdem er sie betrachtet hatte, das ist ja der alte Unteroffizier Lange aus der Festung mit der ehrsamen Mamsell Blauensteinin.

Sie kommen alljährlich hierher, um einzukaufen, sagte gleichgültig der Amtsrath.

Ich weiß, aber ich muß doch einen Abstecher zu

ihnen machen. Der Unteroffizier ist die rechte Hand des alten Commandanten und die Mamsell ist die linke Hand.

Er lachte und fuhr fort: Ja, ja, die linke Hand. Fällt Dir dabei nicht etwas von einer Trauung zur linken Hand ein? Schon vor zwanzig Jahren war sie beim Regiment seine Wäscherin. Alle Feldzüge hat sie mit ihm durchgemacht — er lachte wieder — und jetzt ist sie die Haushälterin des alten Junggesellen! — Du weißt, ich bin da oben Justitiarius, das wirft des Jahrs seine paar Hundert Thälerchen ab, und man hat nichts dafür zu thun, besonders wenn man mit dem Herrn Commandanten gute Freundschaft hält.

Doch, sagte in beinahe unheimlichem Tone der Amtsrath, bei alledem ein schlechter Posten. Ich möchte da oben keine Minute sein. Mich fröstelt es immer, wenn ich nur von weitem den kahlen Felsen mit den langen Mauern und grauen Thürmen ansehe. Ich freue mich, daß ich nicht Euer Landsmann bin.

Ja, ja, recht geheuer ist es da oben nicht. Es ist da manches schwere Geheimniß in den Kellern und Löchern verborgen.

Und Manches und Mancherlei, was niemals wieder an das Tageslicht kommt.

Man darf nicht davon ſprechen. — Auf Wiederſehen, mein theurer, alter Freund!

Der dicke Kleine ging zu dem ſonderbar ausſehenden Paare, mit dem er ſich nach einer Weile in der Menge verlor.

Der Amtsrath ſaß wieder allein, ganz allein in der großen Laube. Es ſchien ihm unheimlich zu werden. Er warf einen Blick auf die lebendige Menge vor der Laube und in den leeren Raum in der Laube. Der Blick wurde faſt ängſtlich, als er in den dunklen Hintergrund des dichten Gebüſches drang. Er wendete ihn raſch ab und ließ ihn in die Ferne ſchweifen, aber da fiel er auf das Gefängniß, das mit ſeinen langen Mauern und grauen Thürmen oben in ſteiler Höhe auf dem kahlen Felſen vor ihm lag, gerade weit, aber auch gerade nahe genug, um einer geſchäftigen Phantaſie die Umriſſe zu grauenvollen Bildern des Kerkerlebens, ſeiner Einſamkeit, ſeiner Entbehrungen, ſeiner Qualen, ſeiner ganzen Schrecklichkeit darzubieten.

Der Amtsrath ſchüttelte ſich, daß der Stuhl unter ihm knackte. Er ſtürzte ein Glas Wein hinunter und ſchüttelte ſich noch einmal. Er wandte gewaltſam das Auge fort von dem Felſen und deſſen Gebäuden, und es bohrte ſich unwillkührlich wieder in das einſame Dunkel der Laube; er wollte es auf

die belebte Wieſe richten, aber es glitt darüber hinweg wieder auf den unheimlichen Felſen.

Es iſt unverſchämt, mich hier ſo allein zu laſſen, ſagte er ärgerlich.

Eine kleine Dirne ſtand vor ihm, ſchlank und rund, mit pechſchwarzem Auge und pechſchwarzem Haar, mit keck aufgeworfenen rothen Lippen und einer Haut im Geſicht, die zwar nicht weiß, aber auch nicht blos gelb oder blos braun, ſondern klar und rein war und ein raſches, friſches und feuriges Blut durchblicken ließ; der volle Buſen wurde von einem hellrothen Tuche ſchlecht verhüllt.

So einſam, reicher Herr, mit den ſchönen Goldſachen! ſagte ſie freundlich und ſchelmiſch demüthig und herausfordernd zu dem überraſchten, beinahe erſchrockenen Amtsrath. Ich werde Dir etwas vorſpielen, eine luſtige Melodie.

Sie griff in die Saiten ihrer Zither.

Der Amtsrath machte eine abwehrende Bewegung. Pack Dich, ſagte er mürriſch.

Hörſt Du nicht gern Muſik, reicher Herr? Soll ich Dir lieber wahrſagen?

Die Augen des Amtsrath vergrößerten ſich.

Kannſt Du prophezeien? fragte er.

Freilich, ich ſehe das Schickſal der Menſchen aus ihrer Hand, aus ihrem Geſicht, aus den Sternen.

Reich Deine Hand, reicher Herr mit dem schönen Orden!

Sie sprach mit feierlichen, schmeichelnden Tönen.

Der Amtsrath wurde wieder unruhig auf seinem Sitze. Er sah umher in der Laube mit einem Blicke, in dem man die Fragen lesen konnte: Soll ich es einmal wagen? Ich bin ja allein hier; Niemand erfährt es. — Er sah fragend in das große dunkle Auge des Mädchens, als wenn er sein Schicksal darin lesen wollte, ob sie ihm Glück weissagen werde, oder Unglück.

Wage es nur, reicher Herr, sagte schmeichelnd das Mädchen. Ich sage Dir Dein Glück. Du hast zwar immer Glück gehabt in Deinem Leben, aber der Mensch kann immer noch mehr Glück gebrauchen. Ich weissage Dir Dein Glück, reicher Herr.

Aber auch das Unglück! sagte er mehr für sich als zu dem Mädchen.

An das Unglück muß man nicht denken, es kommt ohnehin!

Sie nahm seine Hand; er ließ sie ihr, halb mit, halb wider Willen. Sie besah sie genau, sie zählte und maß die Linien und Furchen in derselben und sah dann prüfend in sein Gesicht, dann wieder in die Hand. Er gab sich dem allen geduldig in offenbarer Spannung hin.

Du haſt viel Glück gehabt, Herr!

Er ſchwieg.

Du biſt ein reicher Mann geworden durch Deinen eigenen Fleiß.

Er ſchwieg wieder.

Du haſt Dir keine Verbrechen vorzuwerfen.

Er wurde ungeduldig. Du wollteſt mir von der Zukunft ſprechen, ſagte er faſt mit halber Stimme.

Du haſt treue Freunde, fuhr ſie ruhig fort.

Er ſchwieg.

Auch ſie ſchwieg.

Es entſtand eine Pauſe. Sie ſah ihn wie mit Verlegenheit an. Ihm brach der Angſtſchweiß aus. Warum ſprach ſie nur von der Vergangenheit? Warum wollte ſie mit der Rede von der Zukunft nicht heraus? Warum ſchwieg ſie und ſah ihn ſogar verlegen an?

Du wollteſt mir die Zukunft wahrſagen, ſagte er noch einmal.

Herr, was ſchenkſt Du mir? fragte ſie ihn, beinahe liſtig lächelnd.

Iſt es das, du Schlange? dachte er bei ſich, freier aufathmend, aber er hatte nicht recht den Muth, die Frage laut auszuſprechen.

Er zog ſeine reich gefüllte Börſe hervor und ſuchte nach einem Geldſtücke, das er dem Mädchen gab.

Hüte Dich, sagte darauf diese, vor dem ersten Manne, der zu Dir kommt; er wird Dir Unglück bringen.

Sie entschwand lachend.

In demselben Augenblicke nahte sich ein junger Mann mit einem täppischen Gange und überhaupt von etwas rohem Wesen der Laube. Gleichzeitig wurde dem Amtsrath mit einem raschen, kräftigen Griff von hinten die volle Börse aus der Hand gerissen.

Alle Teufel, halt den Spitzbuben! schrie er aus Leibeskräften, aber ein langer Kerl in grüner Jacke, gelben Beinkleidern, mit hellrothem Halstuche und weißem Strohhute, war schon, schnell wie ein Pfeil, über Tische und Stühle wegsetzend, durch den hintern Ausgang der Laube verschwunden.

Der junge Mann stand vor ihm.

Was war da los, alter Herr? fragte er laut lachend. Sie schrien ja barbarisch.

Daß der Amtsrath in keiner rosenfarbnen Laune war, ist wol leicht zu erachten. Verdutzt über den frechen Raub, verdrießlich über den nicht unbedeutenden Verlust, konnte das laute Lachen und die freche Anrede des jungen Mannes seinen Aerger natürlich nur vermehren. Der Zorn wollte losbrechen, als er auf einmal den vor ihm stehenden jungen Mann

mit einem Blicke lebhafter Angſt anſah. Unzweifelhaft fiel ihm die Prophezeiung der Zigeunerin ein, daß der erſte Mann, der zu ihm komme, ihm Unglück bringen werde. Er wich unwillkürlich ein paar Schritte zurück.

Alter Herr, was war denn da los? wiederholte der junge Menſch ſeine Frage.

Mochte der Schmerz über den wirklich erlittnen Verluſt den Sieg davon tragen über die Furcht vor einem eingebildeten Unglück, mochte der Amtsrath ſich raſch eingeredet haben, der Räuber ſeiner Börſe und nicht der vor ihm ſtehende junge Mann, ſei der erſte, der ihm nahe gekommen, genug, er trat wieder auf den letztern zu und antwortete ihm mit kläglicher Stimme:

Meine Börſe! Dort ſpringt ein frecher Dieb mit meiner Börſe davon. Setze ihm nach, Friedrich, jage ihm mein Eigenthum wieder ab. Einen weißen Hut trägt der Kerl und eine hellgrüne Jacke und meine Börſe, meine volle Börſe!

Der junge Mann blieb ruhig im Lachen. Alter Herr, ſagte er, wie werde ich wie ein Narr hinter dem Menſchen herlaufen? Hier ſind hundert Spitzbuben mit weißen Hüten und hellgrünen Jacken. Meine Knochen ſind mir lieber als Ihre Börſe.

Friedrich, Du biſt ein herzloſer Burſch. So laufe

um Riekens willen, um meiner Tochter willen, um Deiner —.

Er stockte. Fiel ihm wieder die Prophezeiung der Zigeunerin ein und zugleich, daß doch der junge Mann der erste gewesen war, den er gesehen hatte, den er früher gesehen hatte als den Räuber?

Meiner Verlobten? fragte der junge Mann. Im Ernst, lieber Amtsrath, schweigen Sie von Ihrer Börse. Wer will die unter den Tausenden von Menschen und von Dieben dem unbekannten Spitzbuben wieder abjagen? Machen Sie sich nicht lächerlich und sprechen Sie kein Wort von der Sache. Ich werde gleichfalls davon schweigen. Das ist das einzig Vernünftige. Und nun lassen Sie uns von meiner Verlobung reden. Mein Vater hat ein Wort fallen lassen von heute.

Ich meinte, Fritz, sagte der Amtsrath ausweichend, Du würdest zusammen mit dem Mädchen hierher kommen. Dein Vater sagte daß er Dich in ihrer Gesellschaft zurückgelassen habe.

Ach, sie hatte ja schon ihren Begleiter und der seufzte und verdrehte mir zuviel die Augen, daß ich es nicht aushalten konnte. Wenn wir einmal verheirathet sind, werde ich den Beiden das Seufzen und Augenverdrehen schon austreiben. Ich dachte, es sei vernünftiger, wenn ich mit Ihnen über die

Verlobung, über Hochzeit, Aussteuer und dergleichen spräche, das hat doch einen reellen Grund.

Hm hm, Fritz! Höre, ein frecherer Spitzbube ist mir Zeit meines Lebens nicht vorgekomme. Nimmt mir der Kerl da mitten unter allen diesen Menschen bei hellem Tage die volle Börse aus meinen eigenen Händen.

Mit der leeren Börse konnte er nichts anfangen, Schwiegerpapa, sagte Fritz. Was meinen Sie, wie lange schieben wir die Hochzeit noch auf? Ich wohne nun schon seit länger als einem halben Jahre allein auf dem Gute, das der Vater mir gepachtet hat und Sie wissen, alter Herr, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.

Hm hm, Fritz —

Schrader und Goltz kehrten zurück. Der Amtsrath war aus einer nicht geringen Verlegenheit erlöset.

Die Beiden kehrten nicht allein zurück, Tochter und Nichte des Amtsraths waren in ihrer Gesellschaft. Der Baron von Katen fehlte aber. Die Tochter des Amtsraths sah angegriffen aus und warf verlegen ängstliche Blicke auf ihren Vater. Auch die Nichte sah scheu auf den dicken Herrn: Es mußte etwas vorgefallen sein, was dem Letzteren nicht

verborgen bleiben konnte und deſſen Mittheilung man doch fürchtete.

Schrader nahm mit ſeiner gewöhnlichen Unbefangenheit das Wort. Mein lieber Bruder Amtsrath, ſagte er, ich bringe Dir etwas Angenehmes, habe Dir aber etwas Unangenehmes mitzutheilen.

Schon wieder etwas Unangenehmes? ſeufzte der Amtsrath.

Das Angenehme, das ich Dir bringe, fuhr jener fort, iſt erſtens Deine liebenswürdige Tochter, zweitens Deine liebenswürdige Couſine, drittens mein liebenswürdiger Freund Goltz und viertens meine Perſon.

Und das Unangenehme? Laß hören!

Biſt Du ſo begierig darauf, Freund? Mich dünkt, nach einem ſo angenehmen und liebenswürdigen Kleevierblatt — und Dir iſt bekannt, ein Kleevierblatt bringt Glück — ich weiß, daß Du auf ſolche Zeichen etwas hältſt — und in Wahrheit auch, der Geiſt der Natur, der am Ende über Glück und Unglück regiert, zeigt dem Menſchen durch Naturerſcheinungen, oft durch die allereinfachſten, in wunderbarer Weiſe künftiges Glück und Unglück an — es kommt nur darauf an, daß der Menſch Sinn dafür hat —

Aber um des Himmels willen, Schrader, ſo komme zum Ende.

Du meinst, zu dem Unangenehmen? Nein, Bruder, das Unangenehme ist nicht das Ende aller Dinge. Ich für meine Person gehöre wenigstens zu den Leuten, die an den Himmel und die ewige Seligkeit glauben.

Ihr wollt mich zur Verzweiflung bringen. Ihr wißt, wie Ihr mit solchen drohenden Ankündigungen von Unglück mich ängstigen könnt. Rieke, ich bitte Dich, sprich Du.

Das Mädchen sah Schrader bittend an.

Dieser fuhr fort: Nun, nun, um Deiner Tochter willen denn! Sei aber auch dankbar gegen sie; die ganze Geschichte ist eine Lumperei, Deiner Tochter haben sie auf dem Jahrmarkte ihr goldenes Kreuz gestohlen.

Gestohlen? Schon wieder gestohlen? Das Kreuz? das goldene Kreuz? Von der Brust fort?

Nun ja, was ist es denn mehr? Ein Kreuz weniger in Deiner Familie! Wie kannst Du Dich darüber so entsetzen? Der Mensch hat ohnehin Kreuz und Jammer und Elend genug im Leben.

Rieke, Rieke! Wie war es möglich? das Kreuz, das ich Dir geschenkt hatte? bei Deiner Einsegnung geschenkt? das Andenken von Deiner seligen Mutter?

Der fette Mann war in der That durch die

Nachricht ſehr heftig ergriffen und dicke Schweißtropfen rannen ihm von der Stirn; der Ton ſeiner Stimme lautete gebrochen, ſein Auge irrte unſtät umher, es ſprach ſich eine Art inneren Entſetzens, zugleich ein Schmerz bei ihm aus, deſſen man ihn nicht hätte fähig halten ſollen.

Seine Tochter wurde davon mit ergriffen. Verzeihen Sie mir, mein Vater, ſagte ſie, daß ich Ihnen den Kummer mache, ich weiß, wie lieb Ihnen das Andenken an die gute Mutter war.

Was iſt da zu verzeihen, fiel Schrader ein, können Sie denn dafür, wenn im Gedränge ein frecher Kerl Ihnen mit Gewalt Kette und Kreuz vom Halſe reißt?

Auch Dir, mein Kind! Ach, die Frechheit der Diebe iſt groß. Das iſt heute ein Unglückstag, ein großer Unglückstag für mich. Laß uns nur gleich aufbrechen und nach Hauſe zurückfahren.

Aber Freund, wie kann der Verluſt von ein paar Thalern Dich ſo ergreifen?

Die paar Thaler, die lumpigen paar Thaler, was kümmern mich die? O, Ihr wißt nicht, Ihr wißt nicht. Laßt uns nach Hauſe fahren.

Aber zum Teufel, nahm Schrader mit Entſchiedenheit wieder das Wort, ſo geberde Dich nicht, wie

ein altes Weib. Warte wenigstens ab, ob das Allerweltskleinod nicht zurückkommt.

Wie wird es zurückkommen? Willst Du denn nicht aufhören mit Deinem Spotte?

Ich spotte nicht. Der Baron von Katen setzte sofort dem Spitzbuben nach. Ein zuverlässiger Mensch, der gerade in meiner Gesellschaft war, schloß sich an ihn an. Vielleicht fangen sie den Kerl noch ein, wahrscheinlich sogar, denn der Katen ist ein flinker Bursch und sein Begleiter fürchtet den Teufel nicht.

Der Baron Katen setzt dem Diebe nach? Großer Gott, wenn er mir das Kreuz wiederbrächte! Ihr wißt nicht! Ihr wißt nicht!

Er sah wie bittend zum Himmel. Dann warf er einen halb verächtlichen, halb wüthenden Blick auf den mit einem etwas dummen Gesicht dasitzenden Prätendenten Fritz, wahrscheinlich in Erinnerung der Weigerung desselben, den Dieb der Börse zu verfolgen. Zuletzt bohrte sich sein Blick in die Menge, als wenn er jeden Augenblick den Widerbringer des Kreuzes daraus müßte hervorbringen sehen.

Nicht dieser, aber ein Anderer drängte sich daraus hervor, der kleine, dicke Justizrath Friedel und zwar gefolgt von dem Paare, das er vorhin aufgesucht hatte, dem Unteroffizier und der Haushälterin des Commandanten aus der Festung. Es war ein, al-

lerdings die Lachmuskeln reizender Anblick, die Drei herankämpfen und herandrängen zu sehen. Zuerst der kleine Justizrath, schwitzend, keuchend, mit einem dicken Rohrstocke, so groß wie er selbst, sich Bahn brechend; an seiner Seite, wie an ihn gekettet, die große Haushälterin, die mit ihrem bunten Tuche, mit ihrem gelben Hute und ihrem feuerrothen Marketendergesichte um mehr als eines Kopfes Höhe über ihn hervorragte und mit ihren breiten Händen ihm Bahn brechen half, Stöße austheilend, bald rechts, bald links, rechts über das Haupt ihres Begleiters hinweg; hinter Beiden in der ganzen bewußten Würde eines alten Soldaten der greise Unteroffizier, prangend mit seinem weißen Schnurrbart und den Orden auf seiner Brust, mit Verachtung auf das „civilistische" Gesindel blickend, das vor den Püffen und Stößen des Justizraths und der Haushälterin aus einander lief, bald schimpfend und fluchend, bald lachend und mit den Fingern zeigend.

Das Gesicht des Justizraths sah sauersüß aus. Die Freundlichkeit galt der Haushälterin, mit der er sich unterhielt. Ob der Verdruß der Aufmerksamkeit des Publikums galt oder eben dem Umstande, daß die große Dame, und folglich auch deren militairischer Begleiter nicht hatte von ihm weichen wollen, und daß er sie wider Willen zu seiner vornehmen

und eleganten Gesellschaft führen mußte, wer mag das bestimmen?

Verlegen war er wenigstens, als er in der Laube ankam und, die große Dame hinter den Stühlen der Gesellschaft weg in den zweiten Theil der Laube führend, zu ihr etwas kleinlaut sagte: Hier, meine liebe Freundin Blausteinin, hier setzen Sie sich und ruhen sich aus. Und auch Sie, mein würdiger Herr Unteroffizier! Lassen Sie uns eine Flasche zusammen ausstechen!

Der Amtsrath aber sah nun noch ingrimmiger und wüthender drein. Auf der ganzen Gesellschaft lag eine gedrückte Stimmung. Selbst der rohe Sohn des Justizraths schien sich in einiger Verlegenheit zu befinden. Nur Schraders Augen leuchteten, als er erfuhr, wer die Personen seien, die mit dem Justizrath angekommen waren. Er war der erste, der die eingetretene Stille unterbrach.

Schwere Zeiten, Herr Justizrath, überall Verbrechen, Mord, Raub und Diebstahl! Bei Ihnen drüben im Lande wird es auch nicht besser sein.

Leider nicht. Die Gerichte können nicht mehr durchkommen durch die dicken Untersuchungsacten.

Ich glaube das, lachte Schrader, auf die dicke Figur des Justizraths zeigend, dicke Acten und dicke Richter; da mag das Durchdringen schwer sein.

Sie belieben stets zu scherzen, erwiederte der Justizrath, indessen wahr bleibt es, die Verbrechen nehmen täglich überhand und man hat seine große Last mit dem frechen Gesindel. — Sie können da oben auch ein Liedchen davon singen, Herr Unteroffizier, wandte er sich an diesen.

Ich komme mit den Spitzbuben nicht in Berührung, antwortete gravitätisch der Unteroffizier.

Ei, ei, mein Lieber, es giebt auch andere Verbrecher als blos Spitzbuben.

Der Unteroffizier schwieg.

Schrader fragte in gleichgültigem Tone mehr den Justizrath als den Unteroffizier: Ist denn auch bei Ihnen im Lande eine solche Ueberfüllung der Gefängnisse, wie hier bei uns?

Ach überall, überall, erwiederte der Justizrath, nirgends ist Platz mehr.

Bei uns ist noch Platz übrig, bemerkte die Haushälterin des Commandanten der Festung.

Viel wird's auch nicht sein, brummte der Unteroffizier.

Nun, in Eurem Thurme können doch noch Einige ein hübsches Unterkommen finden, sprach ihm die Haushälterin entgegen.

Schrader rückte näher an den Unteroffizier und die Dame heran. Er zeigte auf die Gefängnißge-

bäude, die auf dem kahlen Felsen im vollen Glanze der sich mehr und mehr neigenden Sonne lagen. Ist der Thurm da auch bewohnt? fragte er.

Welchen meinen Sie?

Den runden, dicken Thurm da rechts, auf dem jähen Felsenvorsprung.

Der Unteroffizier nickte nur.

Mamsell Blausteinin sagte lebhafter: Was wird er nicht? Ei, freilich!

Ein recht hübscher, fester Aufenthaltsort. Es sitzen wol nur schwere Verbrecher darin?

Der Unteroffizier nickte wieder mit dem Kopfe. Die Dame hatte sich in ein Gespräch mit dem Justizrath eingelassen.

Wohl nur Raubmörder und dergleichen? fragte Schrader weiter.

Der Unteroffizier schüttelte mit dem Kopfe.

Sitzen Viele in dem Thurme?

Dermalen nicht.

Wie lange haben Sie schon oben den Dienst?

Seit etwa zwanzig Jahren.

In der Zeit haben Sie wol Manchen ankommen und abgehen sehen?

Viele nicht.

Wer bei Ihnen ankommt, der geht wol selten wieder ab?

So ist's.

Es sitzen wol viele Staatsverbrecher bei Ihnen?

Wol möglich.

Werden die besser behandelt als die übrigen Gefangenen?

Warum? fragte der Unteroffizier verwundert. Es war das erstemal, daß er aus seinem würdevollen Unteroffiziers-Phlegma heraustrat.

Ich meine —

Nun, nun, fiel die Haushälterin ein, allerdings mit Unterschied. Man kann doch einen Grafen nicht behandeln wie den gewöhnlichen Spitzbuben.

Gevatterin, davon wissen Sie nichts, sagte der Unteroffizier wieder mit seiner ganzen Würde.

Die Dame fühlte sich beleidigt. Das sollte ich nicht wissen? Ei, sehen Sie. Wer hat denn die Aufwartung bei der Dame?

Gevatterin! rief der Unteroffizier in einem so drohenden Tone, daß der gereizten Dame die Sprache verging.

Also auch Damen haben Sie oben in Verwahrung? sagte Schrader.

Keiner antwortete ihm.

Es mag da oben manches Geheimniß verborgen sein! wandte er sich an die Haushälterin.

Es schien, als wenn er es aufgegeben habe, die

ſtarre Schweigſamkeit des Unteroffiziers zu bezwingen und als wenn er jetzt ſein Glück bei der Dame verſuchen wolle und zwar, indem er ſofort an der ſchwachen Seite des Weibes, dem Geheimniß, anklopfte.

Sie nickte mit dem Kopfe wie vorhin der Unteroffizier.

Beſonders Sie mögen Manches erfahren!

Ja wol, ja wol!

Wie Mancher wird in ſeinem ſchweren Trübſal ſich an Sie und Ihr gütiges Herz wenden!

Ja wol, ja wol!

Sie mögen auch manchen Gram zu lindern ſuchen.

Man thut, was Menſchenpflicht gebietet und was man kann.

Sie vermögen viel über den braven Commandanten.

Er weiß, daß er eine treue Perſon an mir hat.

Gewiß, und der er ruhig ſeine ſchweren Geheimniſſe anvertrauen kann.

Das kann er.

Weibliche Gefangene da oben, — ich meine Staatsgefangene, alſo von guter Familie, von Bildung, — ſind wol nur ganz allein auf Sie verwieſen?

Wie so? — Sie schien ihn in der That nicht zu verstehen.

Ich meine, Sie sind wol die einzige weibliche Gesellschafterin, mit der sie sich unterhalten können?

Sie schwieg.

Offiziersfrauen sind da oben wol nicht?

Nein, nur einige Unteroffiziers- und Soldatenfrauen.

Die gefangenen Damen mögen wol oft das Verlangen haben, ihren Kummer einem fühlenden Herzen mitzutheilen?

Sie antwortete nicht.

Er verzweifelte. Auch hier sollte er kein Glück haben. Die Haushälterin des Commandanten war eben so verschlossen wie der Unteroffizier.

Mit glühenden Augen, mit freudestrahlendem Gesichte nahte sich der Finanzassessor Baron von Katen. Ihm folgte ein langer, dürrer, starknochiger Mann in brauner Jacke, ledernen Beinkleidern, mit breitgekrämptem, grauen Hute, eine alte, braune Geige unter dem Arme, der Geigenfritz.

Die Tochter des Amtsraths flog auf von ihrem Sitze, als sie den jungen Mann erblickte; auch ihr Auge glänzte, als sie den Glanz des seinigen sah. Der Amtsrath öffnete bei dem Anblicke des Hereinkommenden vor Angst und Hoffnung weit den Mund.

Der Finanzaſſeſſor ſchritt graden Wegs auf das junge Mädchen zu; er beugte beinahe ein Knie vor ihr, als er ihr das wiedereroberte Kreuz mit der ſilbernen Kette überreichte. Mit zärtlichem Blicke ſagte er: Es iſt der glücklichſte Tag meines Lebens!

Der Amtsrath war herbeigeſprungen; in Wahrheit der fette Mann war geſprungen. Er war wie verjüngt; er war plötzlich ein ganz anderer Menſch geworden. Er nahm das Kreuz aus der Hand der Tochter und drückte es an ſeine Lippen. Dann küßte er das von Glück ſtrahlende Mädchen, dann drückte er dem Aſſeſſor dankbar beide Hände.

Herr, das wird Gott Ihnen vergelten!

Und Du! ſagte der herbeigetretene Schrader.

Was kann ich? fragte etwas kleinlaut der Amtsrath, indem er der Tochter das Kreuz wieder um den ſchönen Nacken befeſtigte.

Die Tochter ſprach: Ach, wie freue ich mich!

Ueber das Kreuz oder den Diebſtahl? fragte Schrader.

Der Aſſeſſor mußte erzählen, wie er zu dem Beſitze des geraubten Kleinods wieder gelangt ſei. Er theilte kurz mit, wie er und Geigenfritz den Dieb, den dieſer nicht aus dem Auge verloren, verfolgt, im Gebüſche ergriffen und niedergeworfen und ihm das Kreuz wieder abgenommen hätten.

Neuer Dank folgte seiner Mittheilung.

Haben Sie den Räuber ordentlich durchkarbatscht? fragte der junge Herr Friedel.

Der Assessor sah ihn vornehm an, ohne zu antworten.

Auch der Geigenfritz, der sich ruhig im Hintergrunde gehalten hatte, mußte vortreten, um seinen Dank zu empfangen.

Euch werde ich belohnen! sagte der Amtsrath zu ihm.

Den überlasse mir, fiel ihm Schrader ein. Jedem das Seine und der Seine!

Der Geigenfritz wandte sich an den jungen Friedel. Wer karbatscht, sagte er, wird wieder karbatscht. Denken Sie an den Priesterwald, junger Herr!

Er schien den jungen Herrn an eine unangenehme Geschichte erinnert zu haben. Dieser verfärbte sich, sah den langen Spielmann scheu und bissig an und — schwieg.

Der Amtsrath aber war aufmerksam geworden. Was war das mit dem Priesterwald? fragte er.

Nichts Besondres! Ich verstehe etwas vom Wahrsagen, antwortete Geigenfritz sehr ernst.

Den Amtsrath durchzuckte es. Auch er sah den den langen Spielmann etwas scheu an.

Mit tiefer Stimme fuhr dieser fort: Auch Ihnen

könnte ich Mancherlei wahrsagen, Herr Amtsrath Althoff!

Kennt Ihr mich denn, Freund?

Inwendig und auswendig, Ihre geheimsten Gedanken sind mir nicht verborgen.

Der Amtsrath wurde blaß und unruhig. Meine Gedanken kennt außer mir nur Gott.

Versündigen Sie sich nicht, Herr Amtsrath, denken Sie an das Kreuz, das nun wieder in Ihrem Hause sein wird.

Der Amtsrath stutzte und wurde nur noch unruhiger. Eine Frage schwebte auf seiner Zunge, aber er schien nicht den Muth zu haben, sie auszusprechen.

Denken Sie auch an das, was die Spitzbübin vor kaum einer Stunde Ihnen prophezeihet hat.

Was? was? Was wißt Ihr davon?

Daß das noch nicht eingetroffen ist, was sie Ihnen wahrsagte.

Was ist nicht eingetroffen?

Der Räuber war nicht der Erste, der zu Ihnen kam.

Mensch! sagte der Amtsrath entsetzt, könnt Ihr zaubern?

Ich kann Ihnen noch mehr sagen, Herr Amtsrath.

Sprecht! Nein, nein, sprecht nicht! Aber was wißt Ihr von dem Kreuze?

Von dem Kreuze weiß ich dasselbe, was Sie davon wissen, Herr Amtsrath.

Er fuhr langsam, fast feierlich fort: Das Kreuz schenkte Ihnen Ihre selige Frau, es war in einer sonderbaren Stunde. Es war etwas passirt, was nicht hätte passiren sollen. Sie schworen, als Sie das Kreuz annahmen, daß es nie und nimmer wieder passiren solle und haben Wort gehalten. Das schworen Sie Ihrer braven Frau und Ihre brave Frau ist Ihnen Zeitlebens dankbar dafür gewesen. Zugleich baten Sie aber auch den lieben Gott, das Kreuz ein Zeichen sein zu lassen, daß es Ihnen und den Ihrigen gut gehen werde, und wenn das Kreuz aus Ihrem Hause komme, dann sollte es Ihnen zum Vorboten dienen, daß ein großes, schweres Unglück über Sie und Ihre Familie einbreche, und ohne diesen braven, jungen Herrn da — er zeigte auf den Assessor — wäre das Unglück über Sie und die Ihrigen hereingebrochen!

Der Amtsrath sah mit starrem Blick den Wahrsager an.

War es so, Herr Amtsrath?

So war es.

Nun, Herr, schloß mit starker Stimme der lange,

braune Mann, dann ſetzen Sie Ihre Tochter nie der Gefahr des Karbatſchens aus! —

Scheinbar ſtanden dieſe Worte mit der Geſchichte des Kreuzes allerdings in keiner Verbindung, aber ſie mußten jedenfalls eine den Amtsrath tief ergreifende Beziehung haben. Er wankte zu ſeinem Stuhle zurück und bedeckte das Geſicht mit ſeinen beiden Händen.

Der Geigenfritz ging in den hintern Theil der Laube, deſſen Gäſte ſein Falkenauge längſt beobachtet hatte. Er ſtellte ſich hier dem Unteroffizier gegenüber, ſah ihn eine Weile ſchweigend an und ſagte dann zu ihm: Guten Tag, Camerad Lange!

Der Unteroffizier war nebſt ſeiner Gevatterin wol Zeuge des eben beendigten Vorfalls geweſen. Dieſer hatte auch auf ihn einen Eindruck gemacht, der in ihm eine gewiſſe Ehrfurcht vor dem Manne des übernatürlichen Wiſſens zurückließ, aber daß ein Wahrſager in brauner Jacke und ledernen Beinkleidern zu einem Unteroffizier mit ſechs Orden Camerad zu ſagen wagte, das war ihm dennoch zu ſtark. Zugleich wurde ihm doch etwas unheimlich dabei zu Muthe, daß der ihm völlig fremde Menſch, der ſo tief verborgene Geheimniſſe offenbart hatte, ſeinen Namen kannte.

Kennt Er mich? fragte er mehr ſcheu als beleidigt.

Der Geigenfritz lachte fröhlich. Ei, wie sollte ich meinen alten Cameraden Lange nicht kennen, der an meiner Seite so manchen Pulverdampf gerochen, mit dem ich so oft mein Stroh im Bivouak getheilt habe? Besieh mich doch, alter Freund!

Alle Wetter, Corporal —!

Richtig, Dein alter Corporal.

Ich kenne Dich wieder, alter Herzenscamerad Brenn —, Brenn —

Brennnessel!

Brennnessel, oder so ungefähr, das bleibt sich gleich. Wir waren ja immer treue Cameraden. Wie war es nur möglich, daß ich Dich nicht sogleich wieder erkannte?

Laß das gut sein. Wie geht es Dir denn nach so langer Zeit?

Wie wird es gehen? Man wird alt. Aber Du, was machst Du?

Ich bin Invalide.

Und weiter? Wie geht es Dir?

Wie es einem Invaliden geht. Er bekommt monatlich seinen Gulden und damit mag er fertig werden. Damit kann er aber nicht fertig werden. Da bleibt ihm denn nicht viel Andres übrig, als stehlen oder betteln. Nun soll er aber weder stehlen noch betteln; da verhungert denn Mancher, weil er in

bessern Tagen für das Vaterland und für seinen König gekämpft und geblutet hat. Die Offiziere und Generale verhungern unterdeß nicht. Mir ist es etwas besser ergangen. Ich bettle nicht und stehle nicht, aber ich spiele auf der Geige. —

Ein Soldat mit sechs Orden — Du hast wenigstens deren so viele wie ich — ein Corporal muß auf der Geige spielen!?

Wenn er nicht verhungern will! — So ist's, mein alter Freund. Von Firlefanz und Fürstendank lebt man nicht. — Nun, und Du trägst noch immer die Uniform?

Noch immer. Ich werde sie auch wol tragen bis an mein seliges Ende. Ich stehe jetzt da oben in dem Neste auf dem Felsen! Der Dienst ist eben so sehr schwer nicht.

Gefängnißknecht? Ei, zum Teufel! sagte etwas wegwerfend der Geigenfritz.

Dem Unteroffizier imponirte er offenbar. Er antwortete nicht. Die Haushälterin des Commandanten konnte aber nicht umhin, der Ehre der ihrem Herrn anvertrauten Festung sich anzunehmen.

Herr Corporal, sagte sie, vielleicht derber als sie es selbst wollte, unser Herr Obristwachtmeister commandirt ein Bataillon regulairer Truppen und we-

der Gefängnißknechte noch Vagabunden, wenn sie auch mitunter Vagabunden zu Paaren treiben.

Gehorsamster Diener, meine Charmanteste! sagte der Geigenfritz, indem er einen Kratzfuß machte.

Der Unteroffizier Lange aber wußte zu leben. Im Tone eines militairischen Vorstellens oder Meldens, wenn man will, sagte er: Mamsell Blausteinin, Haushälterin des Herrn Commandanten der Festung, meine Gevatterin — vormaliger Corporal — Brennnessel, Inhaber mehrerer Orden, mein alter Freund und Camerad.

Die Dame verneigte sich, noch etwas unwirsch. Geigenfritz wiederholte seinen Kratzfuß, aber ernsthafter als das erstemal.

Schrader hatte Wein herbeigebracht.

Nun, Ihr alten Kriegskameraden, stoßt an und trinkt auf Eure gemeinsamen Abenteuer, Schlachten, Wunden und Narben.

Sie stießen an und tranken.

Ich gebe mir die Ehre, Mamsell Blausteinin.

Die Ehre ist meiner Seits, Herr Corporal!

Die alte Freundschaft war erneuert, die neue wurde geschlossen. Der Wein und die gemeinsame Vergangenheit waren mächtige Hebel.

Wir waren ein paar treue Freunde, Mamsell Blausteinin. Ihr Wohlsein!

Schönen Dank, Herr Corporal!

Der Brennneſſel war immer ein Satanskerl, Gevatterin. — Er ſoll leben!

Sie ſollen leben, Herr Corporal!

Der Lange, Mamſell Blauſteinin, war immer ein Muſter von Tapferkeit. Der Hauptmann empfahl ihn mir beſonders an. Brennneſſel, ſagte er mir, wenn es in's Feuer ging, paſſe Er mir auf den Lange; der iſt gar zu hitzig; er will nur immer auf den Feind hinein; ich möchte einen ſo braven Unteroffizier für mein Leben nicht verlieren. — Mamſell, mein alter Freund Lange ſoll leben.

Den Brennneſſel, Gevatterin, hätten keine tauſend Teufel zurückgehalten, wenn es zur Attake ging. Immer war er der erſte, immer der vorderſte. Und wenn die Kugeln am tollſten um ihn pfiffen, dann war er am luſtigſten. Alle Wetter, da fällt mir etwas ein.

Er ſchwieg nachdenklich und wurde plötzlich ernſt.

Höre, Freund, fuhr er dann fort, Du warſt immer der erſte und der letzte im Kugelregen und in Deinem ganzen Leben hat Dich keine Kugel verwundet. Säbelhiebe und Lanzenſtiche haſt Du in Deinem Leben genug davon getragen, aber eine Kugel hat Dir nie etwas angehabt. Wie ging das zu?

Auch der Geigenfritz wurde ernſthaft.

Das hatte seine Gründe, sagte er geheimnißvoll.

Alter Kamerad, wir können jetzt davon sprechen, wir kommen nun wol Beide nicht mehr in den Krieg. Es hieß damals im ganzen Regimente, daß Du kugelfest seist. War etwas daran?

Laß uns trinken, Kamerad! sagte der Geigenfritz nicht minder geheimnißvoll.

Alter Narr, wir können ja jetzt davon sprechen.

Wozu? Wir haben es ja nun Beide nicht mehr nöthig.

Es soll wirklich Menschen geben, die kugelfest sind, bemerkte mit wichtiger Miene die Haushälterin. Der Herr Obristwachtmeister hat in seiner Jugend auch Einen gekannt.

Gewiß gibt es solche Menschen! erwiederte der Geigenfritz.

Eine hübsche Kunst!

Eine schöne Kunst!

Kann man sich auch hieb- und stichfest machen?

Wenn man die Kunst versteht! — Aber, Mamsell, lassen Sie uns von etwas Andrem plaudern.

Verstehen Sie etwas von der Kunst, Herr Corporal? — Sie rückte näher an ihn heran.

Es gab wenigstens einmal eine Zeit, in der ich mich viel mit dergleichen Sachen beschäftigte. Ich erzähle Ihnen ein andres Mal davon, denn ich hoffe

noch oft das Vergnügen zu haben, Sie wiederzusehen. Jetzt muß ich näher erfahren, wie es meinem alten Freunde geht, den ich seit so langen Jahren nicht gesehen habe. — Nun, Freund Lange, wie ist denn der Dienst da oben?

Jetzt gut, denn ich habe die leichte Station im Thurm.

In dem runden, der da rechts vorspringt? Er zeigte nach der Festung hin.

In demselben.

Was ist denn da Deine Beschäftigung? Aber warte, ehe Du mir erzählst, muß ich uns eine andre Flasche besorgen. Diese ist leer.

Er stand auf und trat zu Schrader.

Schaffen Sie mir die Alte vom Leibe; ich bin im Zuge. Und dann Wein! sagte er ihm leise ins Ohr.

Zurückkehrend zu seiner Gesellschaft, sagte er: Der alte Herr dort traktirt heute. Das wird unsren alten Soldatenkehlen gut thun. Ich habe es indeß verdient und Du brauchst Dich nur gegen mich zu revanchiren, wenn ich zu Dir nach dem Neste da komme. — Nun, nehmen Sie es nicht übel, Mamsell Blausteinin, daß ich von Nest spreche. Wir nennen jede Festung so.

Ich weiß das. Ich bin ja auch im Kriege gewesen, mit dem Herrn Obristwachtmeister.

Schrader pflanzte ein paar volle Flaschen auf den Tisch.

Mamsell Blaufteinin, sagte er, hier in der Laube ist ein interessanter Bekannter von Ihnen, dessen Sie sich wahrscheinlich nicht mehr erinnern werden.

Die Dame wurde verlegen.

Der Herr Justizrath, fuhr Schrader fort, theilt uns mit, daß Sie im Hause der verstorbenen Frau Präsidentin von Katen bekannt gewesen sind. Der Sohn der Frau Präsidentin ist hier und wird sich sehr freuen, Sie zu sprechen.

Die Dame blähte sich auf. Ei, gewiß war ich in dem Hause der gnädigen Frau Präsidentin bekannt. Wo ist der liebe junge, Herr?

Folgen Sie mir.

Er ging mit ihr in den vordern Theil der Laube, wo allerdings eine Bekanntschaft aus der allerfrühsten Kindeszeit des Assessors erneuert wurde.

Die beiden alten Soldaten waren allein.

Laß uns erst trinken, Bruder. — So! — Jetzt erzähle von Deinem Dienste da oben.

Gottlob, der ist nicht schwer. Ich habe nur die paar Gefangnen in dem Thurme zu beaufsichtigen. Damit wird man schon fertig.

Worin besteht denn Deine Aufsicht?

Nun, des Morgens bringe ich ihnen Brot und

Waſſer und des Mittags Suppe, und des Abends viſitire ich ihre Zellen.

Das iſt Alles?

Außerdem viſitire ich einige Mal die Schildwachen und rapportire dem Commandanten; das iſt Alles.

Wahrhaftig, alter Freund, das iſt ein bequemer Dienſt, wenn Du nicht viele ſolche Gefangene zu beaufſichtigen haſt.

Es ſind deren nicht viele.

Wie viel?

Nummer Eins und Nummer Zwei.

Mehr nicht?

Seit einigen Jahren mehr nicht.

Ich hatte mir den ganzen Thurm voll von Verbrechern gedacht.

Der Unteroffizier lachte, wie es ſchien, über die Einfalt ſeines ehemaligen Cameraden.

Es ſind wol die allerſchwerſten Verbrecher, die in dem Thurme ſitzen?

Der Commandant ſagt es. Es darf auch Niemand in den Thurm kommen, als der Commandant, ich und der Unteroffizier Lewald. Wir Beide ſind ſeine Vertrauten.

Was hat denn Lewald in dem Thurme zu thun?

Ach, nichts! erwiederte der Unteroffizier verlegen.

Wechſelt Ihr vielleicht ab mit dem Dienſte?

Das nicht.

Nun, was macht er denn im Thurme?

Laß uns trinken, alter Camerad.

Da iſt wol ein Geheimniß im Spiele? Das iſt brav von Dir, alter Freund, daß Du es bei Dir behälſt.

So iſt's.

Sag' einmal, was haben Deine beiden Gefangenen denn verbrochen?

Ich habe mich nie darum bekümmert.

Haben ſie Dir denn niemals etwas von ihrem Leben mitgetheilt?

Sie dürfen kein Wort mit mir ſprechen.

Wie, Du haſt noch niemals mit ihnen geredet?

Niemals!

Dann kennſt Du auch wol nicht einmal ihre Namen?

Nummer Eins und Nummer Zwei.

Was heißt das?

Bei uns wird Jeder nur nach ſeiner Nummer genannt.

Was für Leute ſind es denn?

Kümmert mich nicht.

Pah! am Ende ſind es doch nur Spitzbuben und Du biſt, wie ich ſchon vorhin ſagte, in Deinen alten Tagen ein gewöhnlicher Gefangnenwärter

geworden, mit allen Deinen Orden und Ehrenzeichen. Da ist mir meine Geige doch lieber.

Hoho, Camerad, nicht so vornehm gethan mit Deiner alten Geige! Spitzbubenaufwärter?

Wer Spitzbuben das Essen und Trinken zutragen muß —

Aber der einen Offizier unter seinem Commando hat?

Das mag mir ein sauberer Offizier sein.

Es hat zu seiner Zeit kein besserer Rittmeister vor seiner Schwadron geritten.

Alter Knabe, schneidest Du auf?

Dann mag Gott mich strafen.

Gut, das wäre denn Einer, aber mit Nummer Zwei willst Du nicht heraus, mit dem muß es doch seinen Haken haben.

Der Unteroffizier lachte. War seiner Zeit ein gelehrter Doctor, sagte er.

Und Nummer Drei?

Nummer Drei gibts jetzt im Thurme nicht.

Aber, Freund, mache mir nichts weiß, was hätte dann Dein Camerad Lewald im Thurme zu thun?

Was geht das mich an? Ich versichere Dich, Nummer Drei existirt nicht.

So ist vielleicht Nummer Drei gestorben oder in ein anderes Gefängniß versetzt und der Lewald hat Nummer Vier unter Aufsicht.

Nichts von alle dem.

Oder es ist noch eine Nummer Fünf oder Sechs, oder Sieben da?

Fehlgeschossen, alter Schütze.

Zum Teufel, so sitzt Nummer Null da.

Kerl, Du bist ein Hexenmeister! rief der Unteroffizier überrascht aus.

Weißt Du das jetzt erst, alter Spitzbube? Ich will Dir noch mehr sagen. Deine beiden Gefangnen, Nummer Eins und Nummer Zwei, sind ein paar sehr gefährliche Menschen, aber die Nummer Null ist noch gefährlicher; darum hat der Lewald sie ganz allein zu beaufsichtigen.

Nun, nun, so arg ist es wol nicht!

Und wenn ich recht berichtet bin, so ist die Nummer Null auch ein vornehmrer Herr als Deine Beiden.

Pah, ein Graf wird auch nicht viel mehr sein als ein Baron.

Und Du weißt gar nicht, was die Leute verbrochen haben?

Kümmere mich nicht drum.

Es ist doch ein trauriges Leben, das die armen Menschen führen. Kommen sie denn gar nicht in Gottes freie Luft?

Nicht aus dem Kerker heraus, mit keinem Fuße.

Jahr aus, Jahr ein nicht?

Jahr aus, Jahr ein nicht.

Auch die Frauenzimmer nicht, die dort ſitzen?

Ich weiß von keinen Frauenzimmern.

Ich meine doch. Wurde nicht vor einiger Zeit des Nachts eine vornehme Dame eingebracht?

Ich habe ſie nicht geſehen.

Sie wurde alſo doch eingebracht?

Mir völlig unbekannt.

Aber Deine Cameraden wiſſen es?

Mir völlig unbekannt.

Zuviel der Ehre für mich, meine gnädigen Herrſchaften! rief mit entzückter, überlauter Stimme in der vordern Laube die Mamſell Blauſteinin, unter vielen Knixen ſich beurlaubend. Sie kehrte zu den beiden Kriegscameraden zurück.

Gevatter, es wird Zeit, daß wir aufbrechen.

Vorher noch ein Gläschen, verehrte Mamſell Blauſteinin.

Sehr obligirt, aber Sie wiſſen ſelbſt, Herr Corporal, in den Feſtungen geht alles nach der Stunde. Hat der Herr Commandant einmal die Schlüſſel, ſo können wir die Nacht draußen vor dem Thore bleiben.

Reden Sie nicht dergleichen, liebwerthe Mamſell. Gegen Sie wird der Herr Commandant ſo ſtreng nicht ſein. Sie ſind ja ſeine rechte Hand!

Im Dienste macht er keinen Unterschied. Da ist er streng gegen den Einen wie den Andern.

Nun, nun, doch immer mit Unterschied. Sie haben doch auch gewiß manche schwere Last mit ihm?

Ja, ja, er ist manchmal sehr eigensinnig, wie das Alter das mit sich bringt.

Sehen Sie und da wäscht eine Hand die andere.

Ueberhaupt ist der Dienst bei ihm kein leichter. Ich selbst bin auch nicht mehr die jüngste. Da wird es Einem manchmal sauer.

In dem Auge des Geigenfritz blitzte es auf, als wenn ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf flöge. Er unterdrückte jedoch sofort jedes äußere Zeichen der innern Bewegung.

Behüte Gott, liebwerthe Mamsell, wie werden Sie schon klagen! In Ihrem rüstigen Alter! Da sehen Sie uns beide alte Knaben an und wir klagen noch nicht einmal.

Gott sei Dank, rüstig bin ich wol noch, aber doch nicht mehr so flink, wie in meinen jüngern Jahren.

Sie haben sich vielleicht zu viel Arbeit aufgeladen und machen sich zu viel Last. Ich weiß, wie das bei sorgsamen und treuen Haushälterinnen geht. Damit der Herr von Fremden nicht betrogen werde, übernehmen sie immer mehr selbst alle Arbeit, bis sie zuletzt natürlich erliegen müssen.

Da treffen Sie ganz das Rechte. Gerade so ist es auch mit mir. Man kann doch den Herrn nicht betrügen und bestehlen lassen.

Sie ſollten ſich eine treue Perſon zur Hülfe nehmen.

Wenn ich nur eine finden könnte, aber ich komme ja faſt nicht aus der Feſtung heraus und in die Feſtung kommt Niemand.

Haben Sie denn unter Ihren Verwandten Niemand?

Ach, wie lange habe ich von meinen Verwandten nichts gehört. Die wohnen über hundert Meilen von hier.

Wenn es Ihnen nur auf eine treue Perſon ankommt, ſo wüßte ich wol Rath.

Laſſen Sie einmal hören.

Aber es wird wol nicht angehen. Der Herr Commandant wird eine wildfremde Perſon in die Feſtung nicht aufnehmen wollen.

O, was das betrifft, ſo laſſen Sie mich nur ſorgen. Der Herr Obriſtwachtmeiſter hat ſchon ſelbſt mir oft zugeredet, daß ich mir Hülfe anſchaffen möge. Reden Sie nur.

Es wird doch nicht angehen. Die Kleine, an die ich dachte, iſt noch zu ſehr Kind. Freilich ſtark und gewandt iſt ſie ſchon.

So laſſen Sie doch hören.

Es iſt mein Enkelkindchen, ein Mädchen von noch nicht vollen funfzehn Jahren. Sie —

Dein Enkelkindchen? lachte der Unteroffizier Lange und funfzehn Jahre alt? Camerad, vor zwanzig Jahren warſt Du ja noch nicht verheirathet. Du biſt ja ein Allerweltsherenmeiſter.

Iſt Alles einfach und geht mit natürlichen Dingen zu, mein alter Freund, das Kind iſt mein Stiefenkelchen.

Ach ſo —!

Sie würden Ihren Gefallen an dem Kinde haben, Mamſell. Sie iſt willig, gehorſam und treu, und wenn der Herr Commandant keine Schwierigkeiten macht —

Das überlaſſen Sie mir.

So haben Sie nur zu beſtimmen, wo ich ſie einmal zum Anſehen bringen ſoll.

Die Dame ſann nach.

Der Geigenfritz fuhr fort: Lohn verlange ich für ſie nicht, ich bin überzeugt, das Mädchen wird unter Ihrer Aufſicht und Anleitung etwas Tüchtiges lernen und das bringt mehr ein als aller Lohn.

Hören Sie, Herr Corporal, wann können Sie mir die Kleine bringen?

In den erſten Tagen.

Am Montage?

Am Montag.

Laſſen Sie ſie gleich ihre Sachen mitnehmen, ſie kann ſofort oben bleiben.

Wird der Herr Commandant nicht — ?

Er wird nicht. Ich ſtehe Ihnen dafür ein. Alſo es bleibt dabei? Am Montag? Wir reden dann auch weiter von der Kunſt des Feſtmachens.

Es bleibt dabei.

Aber, Herr Gevatter, es wird die höchſte Zeit zum Aufbrechen.

Noch ein Gläschen zum Abſchiede, verehrteſte Mamſell, Ihr Wohlſein!

Schönen Dank.

Der Unteroffizier Lange und Mamſell Blauſteinin

nahmen Abschied und entfernten sich. — Der Geigenfritz trat mit Schrader vor die Laube.

Sie sind dort! sagte der Geigenfritz, auf die Festung zeigend.

Wer?

Alle drei, der Graf Arnstein, der Rittmeister Horberg und der Herr Vorhöff.

Gewiß?

So gut wie gewiß.

Und die Prinzessin?

Vielleicht, aber sehr ungewiß.

So lauten auch meine Nachrichten.

Wir werden wol das Nähere erfahren. Ich habe Anna Hammer ein Unterkommen verschafft.

Wo?

Da oben, bei der großen Haushälterin. Sie wird ihre Gehülfin und — die unsere.

Du bist ein Teufelskerl!

Gehorsamer Diener! —

Der Amtsrath gesellte sich zu ihnen.

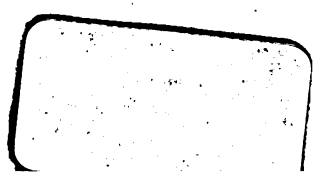
Ich habe mir die Sache überlegt, sagte er zu Schrader.

Welche Sache?

Wegen des Mädchens. Dem rohen Burschen mit der Karbatsche gebe ich sie nicht.

So spricht ein braver Vater. Das Weitere wird sich finden. —

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Friedrich Klöppel in Eisleben

63645739